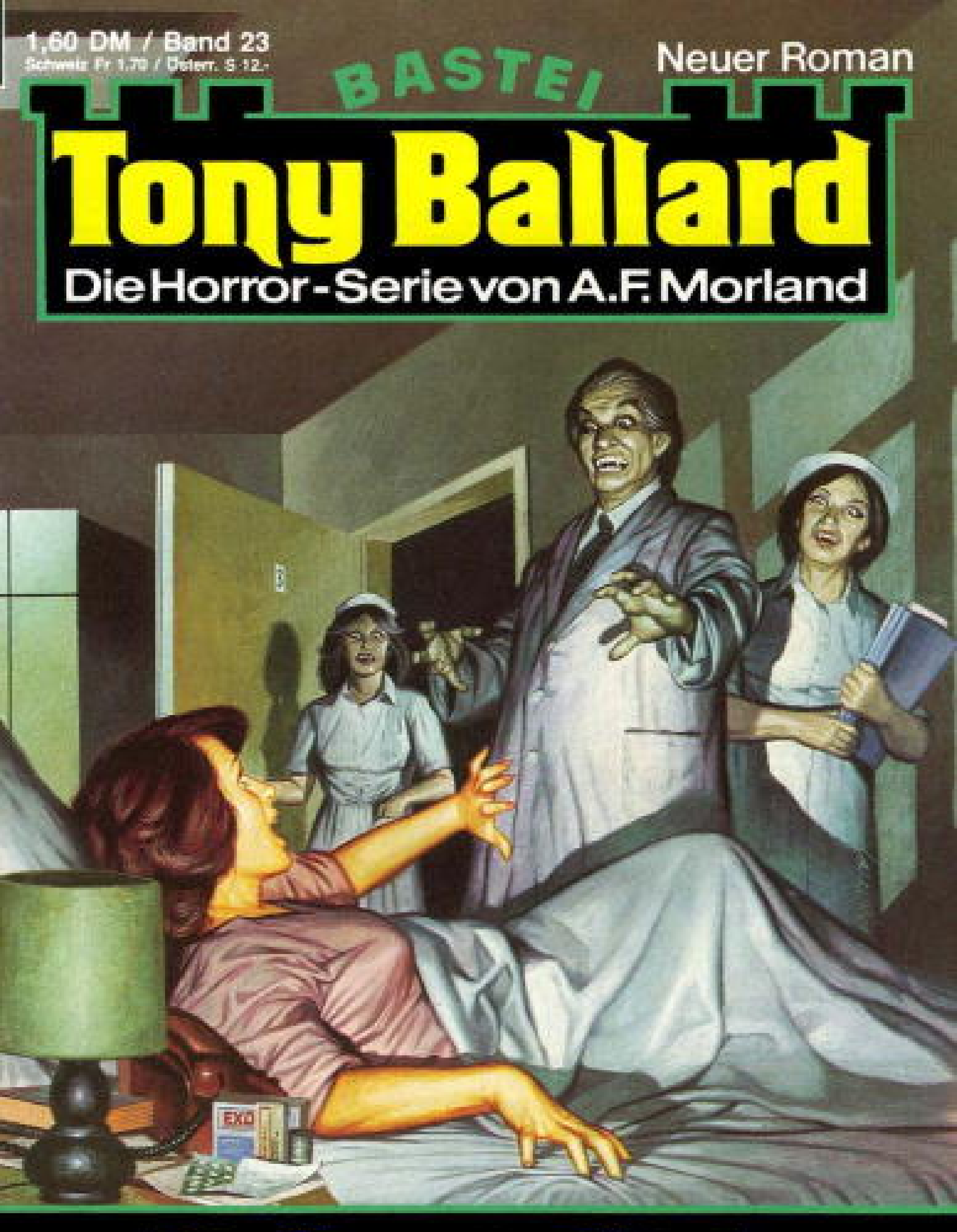


Die Vampir-Klinik



Die Vampir-Klinik

Tony Ballard Nr. 23

von A.F.Morland

erschienen am 05.08.1983

Die Vampir-Klinik

Charlton Dodd weinte. Wut, Haß und Verzweiflung trieben ihm die Tränen in die Augen. Er konnte es immer noch nicht fassen, aber das Schreckliche war eine unbestreitbare Tatsache. Melusine, seine Frau, war eine Vampirin! Es war Mitternacht, und Wolken verdeckten den Mond. Düstere Schatten tanzten über der Wiese, die Melusine soeben überquerte. Ihr fahles Gesicht verschwamm in der Dunkelheit. Hart preßte der weibliche Blutsauger die Lippen zusammen. Es hatte den Anschein, als wollte Melusine Dodd ihre langen Eckzähne, dieses grausige Merkmal aller Vampire, verbergen. Ihr weißes, zartes Nachthemd reichte bis zum Boden. Die junge schöne Frau wirkte wie ein unheimliches Gespenst. Kein Geräusch verursachte sie, während sie durch die Nacht eilte.

Sie war durstig. Sie hatte Hunger, und nur eines konnte diesen Hunger stillen: Menschenblut!

Melusine verschwand im schwarzen Schatten einer alten, hoch aufragenden Baumgruppe. Charlton Dodd hatte Mühe, seine Frau nicht aus den Augen zu verlieren.

Er mußte wissen, wohin sie sich begab, und wenn ein Mensch dran glauben sollte, war es seine Pflicht, dies zu verhindern. Erschüttert fragte er sich, wie vielen Menschen Melusine schon das Blut ausgesogen hatte.

Und warum hatte sie ihn bisher verschont? Wie lange führte sie dieses Leben als Schattenwesen schon? Dodd erinnerte sich an einen Abend vor zwei Monaten.

Melusine hatte ihre Schwester in London besucht. Da Dodd seine Schwägerin nicht ausstehen konnte, hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, Melusine dorthin niemals zu begleiten.

Er genoß die Abwesenheit seiner Frau, trank guten alten Sherry und schmökerte in seinen zahlreichen Büchern, wozu er ohnedies niemals kam, wenn seine Frau daheim war.

Ziemlich bleich war Melusine nach Hause gekommen. Da der Wagen eine Meile vor dem Ziel den Geist aufgegeben hatte, hatte Melusine den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen müssen.

Dodd führte die Müdigkeit seiner Frau darauf zurück. Er ließ den Wagen anderntags von der Werkstatt abholen und in Ordnung bringen. Es bereitete ihm Kummer, daß sich seine Frau selbst 24 Stunden später immer noch nicht erholt hatte.

Fahl saß sie im Wohnzimmer, aß nichts, trank nichts, starrte nur zum Fenster, und es hatte den Anschein, als sehnte sie die Nacht herbei. Von einem Arztbesuch wollte sie nichts wissen.

Sobald die Dämmerung einsetzte, schien sie sich etwas wohler zu fühlen, und Dodd bemerkte eine gewisse Unruhe bei ihr, die sie vor ihm zu verbergen versuchte.

Mehr und mehr machte sie die Nacht zum Tage. Natürlich störte Dodd das, aber er wußte nicht, was dahintersteckte. Oft ging er schlafen, während Melusine noch lange aufblieb.

Dafür zog sie sich am Tage dann ins Schlafzimmer zurück, zog die dicken Übergardinen zu und wollte nicht gestört werden. In letzter Zeit bekam Dodd sie fast nur noch zu Gesicht, wenn es dunkel geworden war.

Jedem diesbezüglichen Gespräch ging Melusine aus dem Weg, und Dodd konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich seine Frau nachts, wenn er schlief, mit irgend jemandem traf.

Vor zwei Tagen erwachte er früher als sonst. Der Morgen war noch düster, und Dodd hörte seine Frau das Haus betreten. Sie schien es sehr eilig zu haben, in das schützende Gebäude zu gelangen.

Heute wußte er, daß sie damals vor dem anbrechenden Tageslicht geflohen war. Sie hatte das Bad aufgesucht, und er war der Meinung

gewesen, Blut auf ihren Lippen gesehen zu haben.

Als sie eine Stunde später im Bett lag und tief schlief, vermeinte er, unter ihrer Oberlippe die dolchartigen Spitzen der Eckzähne hervorlugen zu sehen.

Erschüttert begriff er das Schreckliche. Melusine war kein Mensch mehr. Sie sah nur noch so aus. In Wirklichkeit aber war sie eine gefährliche Bestie.

Das Grauen mußte in jener Nacht vor zwei Monaten zugeschlagen haben, als der Wagen streikte und Melusine den Heimweg zu Fuß fortsetzen mußte. Wem war sie auf ihrem Weg damals begegnet? Was hatte sich in jener schicksalsträchtigen Nacht abgespielt?

Dodd zweifelte daran, daß er das jemals herausfinden würde.

Melusine würde es ihm bestimmt nicht erzählen, und von wem sonst sollte er es erfahren? Er wischte sich mit dem Handrücken die Tränen von den Wangen.

Er hatte seine Frau verloren. Sie lebte mit ihm zwar noch unter einem Dach, war jetzt aber ein gefährliches Ungeheuer, das irgendwann auch über ihn herfallen würde.

Dodd wußte, daß er in Melusines Nähe seines Lebens nicht mehr sicher war. Die Situation wurde von Tag zu Tag unhaltbarer. Es mußte etwas geschehen. Aber was?

Eigentlich war das gar keine Frage. Man hätte die Vampirin töten müssen, aber bei dem Gedenken krampfte sich Dodds Herz zusammen. Die eigene Frau… O Gott, dazu konnte er sich einfach nicht überwinden.

Dabei wußte er, daß kein Weg daran vorbeiführte, und je länger Melusine als Schattenwesen am Leben blieb, um so größer war die Gefahr, daß sie den schrecklichen Vampirkeim an andere Menschen weitergab.

Sie war ein grausames Ungeheuer, das keine Gnade kannte, und so durfte man auch ihr gegenüber nicht gnädig sein. Sie mußte sterben, je eher, desto besser.

Es war kein Mord, den Charlton Dodd begehen würde, das war ihm klar, denn umgebracht hatte jemand anders seine Frau. Wenn er sich dazu aufraffte, ihr das unselige Leben zu nehmen, dann tat er nichts anderes, als sie zu erlösen.

Aber woher sollte er die Kraft dazu nehmen? Dodd blieb kurz stehen. Er lauschte mit angehaltenem Atem, konnte nichts außer dem Schlagen seines Herzens hören.

Doch dann schimmerte etwas Weißes zwischen den Bäumen, und der Mann wußte, welche Richtung er einschlagen mußte. Er wohnte mit Melusine in einem Haus nur fünf Meilen vom Londoner Stadtrand in einer einsamen Gegend.

Ihr Leben würde in anderen Bahnen verlaufen, wenn sie nicht

hierhergezogen wären, das stand für Dodd nun fest, aber jetzt war es zu spät. Nichts konnte mehr rückgängig gemacht werden.

Der Mann – mittelgroß, dunkelhaarig und kräftig – beeilte sich, um seine Frau nicht aus den Augen zu verlieren. Unwillkürlich kam ihm ein Name in den Sinn.

Elias McCleary. Dodd kannte ihn nicht persönlich, hatte über ihn aber erfahren, daß er einen recht seltsamen Beruf ausübte: McCleary war ein… Vampirjäger.

Angeblich bereiste er die ganze Welt und bekämpfte diese Schattenwesen überall. Er wohnte nicht weit von hier, und Dodd fragte sich, ob es nicht vernünftiger gewesen wäre, diesen erfahrenen Mann um Hilfe zu bitten.

McCleary würde Melusine mit harter Entschlossenheit gegenübertreten und ihr ohne Mitleid den Garaus machen, kein Zweifel.

Aber wollte Dodd das? War es nicht seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, seine Frau selbst zu erlösen? Durfte er sich davor drücken? Sollte Melusine durch die Hand eines Fremden sterben?

Nein.

Dodd schüttelte grimmig den Kopf und preßte entschlossen die Lippen zusammen. Wenn es schon sein mußte, dann wollte er es sein, der seiner Frau diesen letzten Dienst erwies.

Der weibliche Blutsauger verharrte kurz. Hatte Melusine ihr Ziel erreicht? Dodds Kopfhaut zog sich mit einemmal schmerzhaft zusammen, und es rieselte ihm eiskalt über die Wirbelsäule.

»Himmel, nein…!« stöhnte der leidgeprüfte Mann.

Er sah zwischen den Bäumen die vagen Umrisse eines Hauses.

Die Crockers wohnten darin. Angenehme, hilfsbereite Menschen.

Junge Leute, deren ganzer Stolz ihr fünfjähriger Sohn Timmy war.

Lechzte die Vampirin nach dem Blut dieses Kindes? Dodd hatte das Gefühl, eine Eishand würde sich um sein Herz legen und zudrücken. Er empfand tiefen Abscheu.

Ein unschuldiges Kind als Opfer auszuwählen, war das Verwerflichste, was die Vampirin tun konnte. In Dodd zerriß etwas, und er wußte mit einemmal, daß er es fertigbringen würde, Melusine zu töten.

Dieses Ereignis gab den Ausschlag. Lautlos näherte sich der weibliche Blutsauger dem finsteren Haus. Melusine war eine Schönheit mit lackschwarzem Haar und einer atemberaubenden Figur.

Viele Männer beneideten Charlton Dodd um seine attraktive Frau. Sie hätten besser daran getan, ihn zu bemitleiden. In diesem Augenblick hob sich Melusines blutleere Oberlippe.

Sie grinste boshaft und grausam. Gier schimmerte in ihren dunklen Augen, während sie auf eines der Fenster zuschlich. Lang und spitz

waren ihre Eckzähne.
Sobald sie das Fenster erreicht hatte, blickte sie sich um. Charlton Dodd stand hinter dem dicken Stamm einer Pappel, so daß Melusine sich unbeobachtet wähnte.
Sie setzte ihre Fingernägel an das Glas und zog sie diagonal darüber. Das Geräusch, das dabei entstand, ging Dodd durch und durch. Er zog unwillkürlich die Schultern hoch und schüttelte sich.
Melusine wollte sich auf diese Weise bemerkbar machen. Sie starrte in den dunklen Raum. Ihr Blick war auf die kleine Gestalt gerichtet, die dort im Bett lag und friedlich schlummerte.
Als die Vampirin ihre Fingernägel ein zweitesmal über das Glas zog, erwachte Timmy Crocker. Der kleine Junge bewegte sich. Er drehte sich um und wollte weiterschlafen.
Doch Melusine klopfte leise an das Fenster. »Timmy!«
Der Junge setzte sich auf und sah zum Fenster. Sofort traf ihn der hypnotische Blick der Vampirin. Er kannte Melusine, deshalb hatte er keine Angst vor ihr.
Sie winkte ihn zu sich. Er warf die Steppdecke zur Seite und verließ das Bett. Wie immer vergaß er seine kleinen Pantoffeln. Timmy Crocker war ein hübsches Kind mit dichtem blondem Lockenschopf und großen klaren Augen.
Er war der Liebling aller Erwachsenen, die er mit seinen drolligen Späßen sehr oft erheiterte. Die Vampirin winkte noch einmal.
Diesmal sehr ungeduldig.
Timmy erreichte das Fenster und öffnete es. Melusines Blick schlug ihn so sehr in seinen Bann, daß der Kleine nicht mehr wußte, ob er wachte oder träumte.
»Mrs. Dodd…«
»Hallo, Timmy. Du bist überrascht, mich zu sehen, nicht wahr?«
»Ja, Mrs. Dodd. Wieso tragen Sie nur Ihr Nachthemd?«
»Ich muß dir unbedingt etwas zeigen, Timmy.«
»Es ist sehr spät…«
»Komm. Klettere aus dem Fenster.«
»Meine Eltern…«
»Ich werde dich nicht verraten. Niemand wird etwas davon erfahren. Es bleibt unser Geheimnis. Komm. Beeil dich!«
Die Vampirin streckte dem Kind die Hand entgegen. Timmy ergriff sie, zuckte aber sofort wieder zurück.
»Was hast du denn?« fragte der weibliche Blutsauger mit verhaltenem Ärger.
»Ihre Hand, Mrs. Dodd… Sie ist eiskalt.«
»Ach was, das bildest du dir bloß ein. Komm jetzt endlich!« Die Worte waren für Timmy wie Schläge ins Gesicht. Er zuckte zusammen – und gehorchte. Das entlockte der Vampirin ein zufriedenes,

höhnisches Lächeln.
Sie streichelte scheinbar liebevoll über das dichte Haar des Jungen. Doch Liebe war etwas, wozu sie nicht mehr fähig war. Ihre kalte Hand glitt zum nackten Hals des Kindes weiter und legte sich hart auf die kleine runde Schulter.
Der Junge fröstelte. »Wieso sehen Sie mich so an, Mrs. Dodd? Sind Sie böse mit mir?«
»Aber nein, du bist doch ein braver, folgsamer Junge«, erwiderte die Vampirin heiser. »Laß mich dich dafür küssen.« Sie beugte sich zu ihm hinunter, zog die Lippe weit nach oben und öffnete den Mund.
Gleich würde sie zubeißen. Ihre langen Zähne berührten schon beinahe den schlanken Hals des Kindes.
Da handelte Charlton Dodd. Er bückte sich und hob einen armdicken Ast auf. Das Geräusch, das er dabei verursachte, riß die Vampirin herum. Sie fauchte wütend.
Dodd stürmte los. Der weibliche Blutsauger sah nur eine Gestalt zwischen den Bäumen. Melusine wußte nicht, daß es ihr Mann war.
Sie ließ augenblicklich von dem Kind ab und ergriff die Flucht.
Wie eine weiße Wolke, von einer heftigen Sturmbö getragen, sauste sie fort. Dodd wollte sie verfolgen, doch da war Timmy Crocker, der im Schlafanzug vor dem Fenster des Kinderzimmers stand und so verloren wirkte, daß er sich um ihn kümmern mußte.
Dodd warf den Ast weg und eilte zu dem Jungen. »Bist du okay, Kleiner?«
»Mr. Dodd, wieso ist Mrs. Dodd plötzlich weggelaufen? Sie wollte mir etwas zeigen.«
»Mrs. Dodd ist sehr krank, Timmy«, sagte Charlton Dodd ernst.
»Was wollte sie mir zeigen?«
»Ich habe keine Ahnung. Darf ich dich um einen ganz großen Gefallen bitten, Timmy? Vergiß, daß Mrs. Dodd hier war. Erzähle es niemandem. Auch deinen Eltern nicht. Dafür sage ich ihnen nicht, daß du aus dem Fenster geklettert bist. Einverstanden?«
Der Junge nickte.
»Gibst du mir deine Hand drauf! Wollen wir es mit einem kräftigen Handschlag wie zwei richtige Männer besiegeln?«
Timmy reichte Dodd seine kleine Hand. »Ihre Hand ist viel wärmer als die von Mrs. Dodd«, stelle er fest.
»Ich sagte ja, meine Frau ist sehr krank.«
»Wird sie wieder gesund?«
»Bestimmt«, sagte Charlton Dodd mit belegter Stimme, denn er wußte, daß er nicht die Wahrheit sagte. Es gab keinen Menschen auf dieser Welt, der Melusine Dodd hätte heilen können.
Dodd hob den Jungen hoch und schob ihn durch das offene Fenster. Er sagte ihm, er solle das Fenster schließen, die Vorhänge zuziehen,

sich ins Bett legen und unter keinen Umständen mehr aufstehen.

»Versprichst du mir das?«

»Ja, Mr. Dodd«, antwortete der Kleine, und Charlton Dodd atmete auf. Sobald Timmy Crocker im Bett lag, suchte Dodd seine Frau.

Unermüdlich durchstreifte er die Gegend.

Doch ohne Erfolg. Der Tag brach an, und Charlton Dodd kehrte hundemüde nach Hause zurück. Ohne Hoffnung warf er einen Blick ins Schlafzimmer – und er traute seinen Augen nicht, denn im Bett lag tief schlafend Melusine!

***

Vor zwei Tagen hatten mein Freund und Kampfgefährte, der Ex-Dämon Mr. Silver, und ich einem Mann aus der Welt des Guten das Leben gerettet. Er hätte auf eine grauenvolle Weise sterben sollen.

Fystanat war sein Name, und er hätte im Sarg der tausend Tode sein Ende finden sollen. In einem Silbersarg, den der Silberdämon Metal mitgebracht und im Keller einer ausgebrannten Fabrik aufgestellt hatte. [1]

Glücklicherweise konnten wir dieses schreckliche Schicksal von Fystanat abwenden. Nicht er verlor in diesem mit Stacheln gespickten Foltersarg sein Leben, sondern die Zauberin Arma, Metals Freundin.

Nun mußten wir mit der Rache des Silbermannes rechnen, denn mit Armas Tod hatten wir ihm einen schmerzhaften Tiefschlag versetzt. Sobald sich Metal davon erholt hatte, würde er zurückschlagen, das kam so sicher wie das Amen in der Kirche.

Fystanat war aus der Welt des Guten nach London gekommen, um Mitglied des »Weißen Kreises« zu werden, den Daryl Crenna alias Pakka-dee gegründet hatte. Auch Crenna kam aus der Welt des Guten, und er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, auf der Erde die Mächte der Finsternis zu bekämpfen.

Leider würde ihm Fystanat in diesem Kampf keine Hilfe sein können, denn der Biß schwarzmagischer Ratten, die Arma schuf, hatte ihn gelähmt. Er konnte sich seither nicht mehr rühren.

Steif wie ein Brett hatten wir ihn bei Daryl Crenna abgeliefert, und so traf ich ihn heute, zwei Tage später, immer noch an. Ich war allein gekommen.

Mr. Silver verbrachte ein paar Tage mit Roxane auf dem Lande.

Ich war sicher, daß die beiden dort recht ernsthaft ein Problem wälzen würden, denn sowohl die Hexe aus dem Jenseits als auch dem Ex-Dämon war der Sarg der tausend Tode ein Dorn im Auge.

Aber nicht nur ihnen. Auch mir und einigen anderen Eingeweihten, denn der Silbersarg befand sich immer noch im Keller dieser Fabrikruine. Der Abgang war zwar von der Polizei auf meine Veranlassung hin mit einer schweren eisernen Gittertür gesichert

worden, und Posten achteten darauf, daß kein Unbefugter den Keller betrat, aber das war keine Lösung auf Dauer.

Der Sarg war gefährlich. Er hatte Arma, die Zauberin, verschlungen und vernichtet. Sie hatte in der silbernen Totenkiste ein grauenvolles Ende gefunden.

Danach ließ sich der Deckel nicht mehr öffnen, aber Mr. Silver war der Meinung, daß der Deckel ganz von selbst wieder aufgehen könnte. Gewissermaßen dann, wenn es dem Sarg gefiel. Wenn er wieder Leben vernichten wollte. Niemand wußte, wann das sein würde.

Es hatte sich viel in den letzten Wochen getan. Wir hatten unseren Freund Frank Esslin verloren. Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, hatte sich, als ihn Mr. Silver auf dem Schiff der schwarzen Piraten in die Enge trieb, wieder einmal selbst zerstört, um zu entkommen, und Frank, der sich in seiner Gewalt befunden hatte, hatte er mitgenommen. [2]

Die freiwerdende schwarze Energie hatte den WHO-Arzt in ein Zwischenstadium gerissen. Er lebte nicht mehr, war jedoch auch noch nicht tot. Aus diesem Zustand holte ihn Rufus mit Hilfe der Totenuhr, einem gefährlichen Energie-Vampir, der auch mir zum Verhängnis werden sollte. [3]

Rufus und Mago, der Schwarzmagier, hatten sich zusammengetan. Sie wollten uns mit Frank Esslins Hilfe täuschen, denn Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, war scharf auf Mr. Silvers Höllenschwert, eine Waffe, um die sich noch ein großes Geheimnis rankte.

Das Schwert lebte auf eine rätselhafte Weise und akzeptierte nicht jeden als Besitzer. Mein Wille zum Beispiel reichte nicht aus, um mir diese Waffe Untertan zu machen, deshalb war es für mich nicht ratsam, sie anzufassen, denn sie hätte mich unweigerlich getötet.

Damit sie nicht auch Frank Esslin tötete, wenn er sie für Mago aus meinem Haus holte, wollte Rufus den WHO-Arzt mit den Energien mehrerer Menschen stärken.

Das klappte jedoch nicht, denn Mr. Silver zerstörte die Totenuhr mit seinem Feuerblick, und Mago, Rufus und Frank Esslin hatten Mühe, zu entkommen. Vielleicht würden sie auf eine andere Weise versuchen, an das Höllenschwert zu gelangen. Diesmal hatten sie es jedenfalls nicht geschafft.

Aber wir freuten uns nicht über den Erfolg, denn der Wertmutstropfen war Frank Esslins Verlust. Es brannten einige Lunten, und ich hätte verdammt gern gewußt, was uns die Zukunft bringen würde.

Daryl Crenna führte mich in das geräumige Wohnzimmer seines Hauses. Auf einer Ledercouch lag Fystanat, bei dessen Anblick sich mein Herz zusammenkrampfte.

Ich beugte mich über ihn. »Ich dachte, ich muß mal wieder nach dir sehen.«

Fystanat, der sich entschlossen hatte, in unserer Welt den Namen Mason Marchand zu tragen, seufzte. »Es hat sich an meinem Zustand nichts verändert, Tony. Ich liege hier herum wie eine Leiche, die lebt, die sich wegen der Totenstarre jedoch nicht bewegen kann.«

»Das tut mir leid«, sagte ich ehrlich.

»Ich habe weiße Magie angewandt«, sagte Pakka-dee, »versuchte ihm mit Formeln und Sprüchen zu helfen, erreichte jedoch nichts.«

»Erfahrungsgemäß gibt es für jeden Zauber einen Gegenzauber, für jede Magie eine Gegenmagie«, meinte ich. »Eines kann das andere aufheben.«

»Ich bin davon überzeugt, daß es so etwas auch in Fystanats Fall gibt«, erwiderte Daryl Crenna. »Es ist nur verflucht schwierig, das Gegenmittel zu finden. Es kann sich um ein Wort handeln, um ein Symbol oder einen Trank. Mit irgend etwas ist diese Starre zu brechen, und wenn wir Glück haben, finden wir es eines Tages.«

»Eines Tages«, seufzte ich und rollte die Augen. »Das hört sich beinahe nach einer kleinen Ewigkeit an. Soll Fystanat wirklich so lange hier wie ein Holzklotz herumliegen?«

»Du bist herzlich eingeladen, dich an der Suche nach dem Gegenzauber zu beteiligen, Tony«, sagte Daryl. »Möchtest du was trinken?«

»Ja, gern.«

»Bedienst du dich selbst?«

Ich begab mich zur Hausbar und schenkte mir einen Pernod ein.

Während ich die goldene Flüssigkeit im Glas kreisen ließ, kehrte ich zu den beiden Männern aus der Welt des Guten zurück.

Sie sahen beide aus wie Menschen, waren aber keine. Sie besaßen verblüffende übernatürliche Fähigkeiten. Daryl Crenna zum Beispiel war in der Lage, seine Arme in geschuppte schwarze Tentakel mit feuerroten Saugnäpfen zu verwandeln, die messerscharfe Zähne aufwiesen. Harte, spitze gelbe Hornstacheln bildeten das Ende dieser gefährlichen Fangarme.

Mason Marchand alias Fystanat konnte ein tödliches Elmsfeuer schaffen und seinen Körper damit auch überziehen. Leider überlistete ihn die Zauberin Arma mit einem schwarzmagischen Regen, der das schützende Feuer löschte. Ehe er es wieder aktivieren konnte, setzten ihn die Monsterratten, von denen er umzingelt gewesen war, außer Gefecht.

»Hattet ihr in den letzten Tagen auch Zeit, euch über den Sarg der tausend Tode den Kopf zu zerbrechen?« fragte ich und nippte an meinem Drink.

Pakka-dee senkte den Blick. »Natürlich haben wir uns auch dar- über

Gedanken gemacht.«

»Kam etwas Fruchtbares dabei heraus?«

»Ich hätte dich unverzüglich angerufen, wenn wir eine Idee gehabt hätten, wie man den Silbersarg entschärfen kann«, sagte Daryl.

»Mr. Silver und Metal entstammen beide der Silberwelt«, sagte Mason Marchand. »Sie beherrschen beide dieselbe Magie. Metal hat den Sarg der tausend Tode hergeschafft, kann ihn Mr. Silver nicht wieder fortschaffen?«

Ich zuckte die Schultern. »Silver sagt nein. Metal muß irgendeinen Trick gefunden haben, den mein Freund nicht kennt.«

»Dann gibt es wohl nur eine Möglichkeit, den Silbersarg zu entfernen«, bemerkte Pakka-dee.

»Und die wäre?« fragte ich gespannt.

»Man muß Metal zwingen, die Silberkiste abzuholen.«

»Du denkst wohl, ich lache über jeden Scherz. Wie wollen wir Metal denn zu etwas zwingen, wo wir doch nicht einmal wissen, wo er steckt?«

»Er wird wieder auftauchen«, sagte Daryl. »Dann muß es passieren.«

Hinter uns öffnete sich die Tür, und so gut wie niemand trat ein.

Es freute mich, ihn wiederzusehen… Cruv, den häßlichen, aber ungemein sympathischen Gnom aus der Prä-Welt Coor.

Wir hatten ihn mitgenommen, weil die Lebenserwartung von Gnomen auf Coor nicht sehr groß ist. Die ganze Welt ist ihr Feind, deshalb stirbt auf Coor kaum ein Gnom eines natürlichen Todes.

Cruv war der einzige Gnom, der es schaffte, den gefahrenvollen Weg zum Tunnel der Kraft unbeschadet zurückzulegen, und in diesem Tunnel, in dem Mr. Silver wiedererstarkte, bekam auch der Gnom seinen Anteil ab: er wurde ein paar Zentimeter größer, und die Spitzen seines Dreizacks luden sich magisch auf. [4]

Als er mich jetzt sah, strahlte er über das ganze Gesicht. »Tony!«

»Mir fliegt gleich das Blech weg!« sagte ich überwältigt, denn Cruv war kaum wiederzuerkennen. Der Gnom hatte sich vom Prä-Welt-Wesen zum Westentaschengentleman gemausert.

Er trug einen maßgeschneiderten Nadelstreifenanzug, dazu eine schwarze Melone und einen Spazierstock aus schwarzen Ebenholz mit massivem Silberknauf. Grinsend breitete er die Arme aus und fragte mich: »Wie sehe ich aus?«

»Wie einer aus ‘nem teuren Herrenmagazin«, antwortete ich.

»Vorbei ist’s mit Lendenschurz und Dreizack, wie?«

»Den Dreizack gibt’s noch immer«, sagte Cruv und wies auf seinen Spazierstock. »Allerdings nicht mehr in seiner ursprünglichen Form, die war zu auffällig. Deshalb ließ ich meine Waffe umbauen. Mit dem faustgroßen Silberknopf kann ich mühelos eine Zombie-Schädeldecke zertrümmern. Und jetzt paß mal auf!« Cruv drehte den blanken Knopf,

und unten zuckten die magisch geladenen Dreizackspitzen heraus und spreizten sich auseinander.

»Hervorragend«, sagte ich beeindruckt. »Man sieht dem Stock seine Gefährlichkeit nicht an.«

»So soll es auch sein«, sagte Cruv und nahm die Melone ab. Auch er gehörte dem »Weißen Kreis« an, und er brannte darauf, zu beweisen, daß er ein vollwertiges Mitglied war. Trotz seiner geringen Größe.

Das Telefon läutete. Daryl hob ab. Am anderen Ende war meine Freundin Vicky Bonney, das bekam ich schon nach den ersten Worten mit. Pakka-dee sprach ziemlich lange mit ihr.

Schließlich reichte er den Hörer an mich weiter. »Vicky möchte dir etwas sagen«, bemerkte er.

Ich stellte mein Pernodglas weg und übernahm den Hörer.

»Wenn ich mir deiner nicht so sicher wäre, müßte ich jetzt direkt eifersüchtig sein«, sagte ich.

»Ein bißchen Eifersucht würde dir ganz gut stehen«, kicherte Vicky Bonney. »Rat mal, wer vor fünf Minuten angerufen hat.«

»Maggie Thatcher?«

»Daneben.«

»Ein Mann?«

»Brillenfabrikant. Gebürtiger Pole mit österreichischer Staatsbürgerschaft. Wohnhaft in Wien«, half mir meine Freundin.

»Vladek Rodensky!« platzte es sofort aus mir heraus.

»Gewonnen«, lachte Vicky. »Er ist in London. Einer seiner Geschäftsfreunde wurde mit akutem Herzversagen in die St.-Mary's-Klinik eingeliefert. Dean Ashcroft ist sein Name. Angeblich hatte er noch mal Glück und ist schon wieder über dem Berg. Vladek will ihn heute besuchen, und er würde sich freuen, wenn du ihn um neunzehn Uhr von der Klinik abholen würdest.«

»Mach' ich mit dem größten Vergnügen«, sagte ich erfreut. Mich verband mit Vladek Rodensky eine langjährige Freundschaft. Wir hatten schon etliche Male gegen die schwarze Macht gekämpft, wobei Vladek bewies, daß er erstaunlich tapfer sein konnte. Er reiste viel, nicht nur geschäftlich. Er war ein Weltenbummler, und wenn ihm zu Ohren kam, daß irgendwo finstere Mächte am Werk waren, ließ er mich das umgehend wissen, damit dem schwarzen Treiben ein Riegel vorgeschoben wurde.

Vladek in London, das freute mich ganz besonders. Ich fragte Vicky: »Sag mal, was hältst du davon, wenn wir zu dritt essen gingen?«

»Eine großartige Idee.«

»Darauf bin ich ganz allein gekommen. Bestell einen Tisch für drei Personen.«

»In welchem Lokal?«

»Für welches bist du heute in Stimmung?«

»Kann ich frei entscheiden?«
»Selbstverständlich.«
»Gut, dann laß dich überraschen«, sagte Vicky Bonney. »Paßt dir zwanzig Uhr?«
»Ausgezeichnet. Vladek und ich holen dich ab. Mach dich für unseren Freund aus Wien besonders hübsch. Er wird es dir mit einem galanten Kompliment danken«, sagte ich und freute mich auf den Abend.
Ich hätte mich nicht gefreut, wenn ich gewußt hätte, was statt des netten Essens zu dritt auf mich zukommen würde.

***

Charlton Dodd zitterte, als wäre ihm schrecklich kalt. Melusine lag im Schlafzimmer. Wie tot. Und eigentlich war sie das ja auch – tot.
Sie lebte nicht mehr, war eine Untote, ein Schattenwesen, das sich erst wieder erheben würde, wenn die Dämmerung anbrach.
Dann würde die totenähnliche Starre vor ihr abfallen, und sie würde wieder losziehen, um ruhelos und voll brennender Blutgier nach einem Opfer zu suchen.
Timmy Crocker hatte in der vergangenen Nacht unerhörtes Glück gehabt. Ein zweites Mal würde Melusine von dem Jungen bestimmt nicht so schnell ablassen. Dodd biß sich auf die Unterlippe.
Ihm war sonnenklar, was er tun mußte, aber er brachte nun doch nicht die nervliche Kraft auf, die Sache auszuführen. Aufgewühlt lief er im Wohnzimmer hin und her.
Du hast keine andere Wahl! sagte er sich immer wieder. Du mußt es tun, sonst begibt sie sich wieder auf die Suche nach einem Opfer, und vielleicht wendet sie sich diesmal auch gegen dich.
Lautlos schlich er an die Schlafzimmertür heran. Vorsichtig öffnete er sie. Melusine lag auf dem Rücken. Eine bleiche Schönheit.
Dodd redete sich ein, daß sie nur noch eine Hülle war, in der das absolut Böse wohnte.
Obwohl er das begriff, konnte er sich nicht dazu überwinden, zu tun, was unbedingt noch vor Einbruch der Dunkelheit getan werden mußte. Es war bestimmt nicht schwierig, die Vampirin jetzt zu erlösen.
Sie würde sich nicht wehren, würde den Tod einfach hinnehmen, würde davon nicht einmal etwas mitbekommen. Schweiß glänzte auf Dodds Stirn. Er roch den süßlichen Atem des weiblichen Blutsaugers, und ihm drohte übel zu werden.
Rasch schloß er die Tür und lehnte sich dagegen. Eine Gänsehaut kroch über seinen Rücken. Wie viele Stunden zögerte er nun schon?
Er hatte jeglichen Zeitbegriff verloren.
Wenn er an die bevorstehende Nacht dachte, wurde ihm angst und bange, und dennoch ging es über seine Kräfte, sich zu dem

Unvermeidlichen aufzuraffen.
Tu es! befahl ihm eine scharfe innere Stimme. Bring es hinter dich! Je eher, desto besser! Du darfst sie nicht verschonen! Das würde dir selbst zum Verhängnis werden!
Er wankte ins Wohnzimmer zurück und schenkte sich einen Scotch ein. Während des ganzen Tages seine einzige Nahrung. Der wievielte war das eigentlich schon?
Er wußte es nicht, kippte den Schnaps in seine Kehle und preßte das kühle Glas gegen seine heiße Wange. Jemand läutete an der Tür. Dodd zuckte wie unter einem Stromstoß zusammen.
Er stellte das Glas auf den Tisch und verließ das Wohnzimmer.
Als er die Haustür öffnete, sah er sich zwei großen, schlanken jungen Männern gegenüber, die ihn freundlich anlächelten.
»Was wollen Sie?« fragte er barsch.
Sie waren Mormonen – oder Zeugen Jehovas. So genau bekam er das nicht mit. Sie fragten ihn, ob sie ihn sprechen könnten, schienen ihn für ihre Anschauung bekehren zu wollen.
»Kein Interesse!« sagte er schroff.
Sie sprachen vom Weltuntergang, der bevorstehe, und jeder Mensch solle noch beizeiten mit sich und Gott ins reine kommen.
Himmel, dachte Dodd verzweifelt. Die reden vom Weltuntergang – und ich habe meinen eigenen Weltuntergang in meinem Haus.
Wenn die wüßten, was hier los ist…
»Gehen Sie!« verlangte er ungehalten. »Belästigen Sie jemand anders. Ich bin nicht interessiert.«
»Würden Sie sich selbst als Atheist bezeichnen?« fragte einer der beiden. »Lassen Sie uns über die Kraft des Lichts diskutieren.«
Ich weiß, daß es diese Kraft gibt, dachte Dodd. Aber es gibt auch die andere. Jene, die mir Melusine genommen hat. Könnt ihr mir meine Frau wiedergeben? Könnt ihr das?
Sie redeten auf ihn ein. Er hörte ihnen nicht zu, sondern trat zurück und warf die Tür zu. Mein Gott, dachte er völlig durcheinander. Ich habe einen Vampir unter meinem Dach, und die gehen mir mit ihren Weisheiten auf den Geist.
Er begab sich hastig in den Keller. Es gibt mehrere Möglichkeiten, einen Vampir zu erlösen. Eine davon war Dodd bekannt: man mußte dem Blutsauger einen Eichenpfahl durch das Herz schlagen.
Im Keller standen alte Möbel, die ausgedient hatten. Möbel aus Eiche. Dodd wollte sie nach und nach verheizen. Doch nun konnte das Eichenholz auch noch einen anderen Zweck erfüllen.
Dodd schaltete die Kellerbeleuchtung ein. Unter dem Abgang befand sich ein reich sortiertes Weinflaschenregal. Daneben stand ein alter Schrank, in dem Dodd sein Werkzeug aufbewahrte.
Er öffnete die knarrenden Schranktüren und griff nach einem blanken

scharfen Beil, holte einen Eichenstuhl und hieb diesem ein Bein ab. Das abgeschlagene Stuhlbein spitzte er sodann mit dem Beil an.

Span um Span fiel. Bald war der Eichenpfahl so spitz, daß er mühelos Melusines Brustkorb durchdringen würde. Mit verstörtem Blick betrachtete Charlton Dodd die Spitze des Pfahls.

Er kam sich wie ein Verbrecher vor, der sich auf einen grausamen Mord vorbereitete. Eiskalt rann ihm der Schweiß in den Hemdkragen. Er hätte viel dafür gegeben, wenn ihm das, was ihm nun bevorstand, erspart geblieben wäre.

Doch dieser bittere Kelch würde nicht an ihm vorübergehen.

Müde stieg er die Kellertreppe hinauf. Unbeschreiblich alt kam er sich vor. Das Beil nahm er mit.

Er brauchte es zum Zuschlagen. Mit der stumpfen Seite wollte er auf den Pfahl hämmern und der Vampirin so die Eichenspitze durchs Herz treiben. Am oberen Ende der Kellertreppe blieb er stehen.

Er seufzte geplagt, und er zweifelte wieder daran, daß er die Kraft aufbringen würde, das Furchtbare zu tun. Mit hängenden Schultern und schlurfenden Schritten setzte er seinen schweren Weg fort.

Im fiel nicht auf, daß der Tag allmählich zur Neige ging. Größte Eile wäre geboten gewesen, doch Dodd konnte sich nicht überwinden, auch nur einen einzigen schnelleren Schritt zu machen.

Das grausame Schicksal hatte ihn gezwungen, die schrecklichste Entscheidung seines Lebens zu treffen, und nun mußte er seine ganze Courage zusammenkratzen, um diesen schaurigen Weg bis ans Ende zu gehen.

Vor der Schlafzimmertür blieb er erneut schwer atmend stehen.

Er hätte den Pfahl und das Beil wegwerfen und das Haus verlassen können. Aber dann hätte alles, was Melusine danach tat, sein Gewissen furchtbar belastet.

Wenn er jetzt weglief, macht er sich gewissermaßen zum Komplizen der Vampirin. Das konnte und wollte er nicht auf sich nehmen. Entschlossen griff er nach der Klinke und drückte sie nach unten.

Melusine lag noch immer reglos im Bett. Ihre Blässe ließ sie wie eine kranke Frau aussehen, die ihrer Genesung entgegenschlummerte. Doch Melusine würde nie mehr genesen.

Sie war vom Vampir-Bazillus verseucht, konnte den Menschen nur noch Grauen und Verderben bringen, wenn man ihr nicht Einhalt gebot, indem man sie erlöste.

Dodd trat aufgeregt an das Bett heran. Draußen ging der Tag nahtlos in den Abend über. Dodd bekam es nicht mit, denn die schweren Übergardinen waren sorgfältig zugezogen worden, damit kein Lichtstrahl in den Raum fallen konnte.

Unbeholfen bereitete sich Charlton Dodd auf sein grausiges Werk vor. Allein bei dem Gedanken, wie er vorgehen mußte, sträubten sich

ihm schon die Haare.

So etwas der eigenen Frau antun zu müssen, war die reinste Folter. Er hatte Melusine geliebt und liebte sie immer noch, obwohl er wußte, daß das gefährlich war.

Wenn du sie wirklich aufrichtig liebst, erlöst du sie von ihrem furchtbaren Schattendasein, raunte ihm die Stimme der Vernunft zu. Zitternd hob er den Eichenpfahl.

Seine Augen füllten sich mit Tränen. »Verzeih mir, mein Herz!«

flüsterte er gebrochen, während er die Pfahlspitze auf Melusines Brustkorb setzte. Das Beil, das er nun hochheben und mit dem er zuschlagen mußte, kam ihm zentnerschwer vor.

Ein dicker Kloß steckte in seinem Hals. Er schluckte mehrmals, aber das Würgen blieb. Tief atmete er ein. Unendlich langsam hob er das Beil, und als er zuschlagen wollte, öffnete die Vampirin die Augen.

Dodd stand wie vom Donner gerührt da. Melusines eiskalter Blick traf ihn. Er sah die Grausamkeit, die in ihr wohnte, die Blutgier und den Haß in ihren dunklen Augen, wußte, daß es unbedingt jetzt geschehen mußte, war jedoch nicht imstande, zuzuschlagen.

Melusine grinste ihn herausfordernd und triumphierend an. Sie schien zu wissen, daß er die Kraft nicht aufbringen konnte, sie zu töten. Er sah ihre langen Vampirzähne blitzen und spürte, wie ihn der Blick der Blutsaugerin mehr und mehr in seinen Bann schlug.

Da war dieser schrille Befehl in ihm, den er kaum noch hörte: Tu es! Schlag zu! Damit rettest du Melusine und dich!

Und endlich brach die Sperre, die ihn daran hinderte, das einzig Richtige zu tun. Melusine wollte den Eichenpfahl zur Seite stoßen und sich erheben. Da schlug Dodd zu.

Er schloß dabei die Augen, um nicht sehen zu müssen, wie die Pfahlspitze in den Brustkorb drang. Melusine drehte sich nach links. Als der Eichenpfahl in ihren Körper sackte, stieß sie einen grellen Schrei aus, der Dodd durch Mark und Bein ging.

Dadurch, daß sie sich gedreht hatte, verfehlte die Pfahlspitze ihr Herz, und sie behielt ihr unseliges Leben. Dodd erhielt einen Stoß, der ihn gegen den Einbauschrank schleuderte.

Aber wieso denn? Der Pfahl war Melusine doch in die Brust gedrungen… Entsetzt riß er die Augen auf und sah, wie seine Frau aus dem Bett schnellte.

Wankend stand sie vor Dodd und starrte ihn haßerfüllt an. Er hob das Beil, für den Fall, daß sie sich auf ihn stürzte. Doch sie ließ ihn unbehelligt, wandte sich um und eilte aus dem Raum.

Sie stieß einen Stuhl um, fegte im Vorbeilaufen irgend etwas vom Haken der Garderobe – es landete klappernd auf dem Dielenboden.

Augenblicke später fiel die Haustür mit einem dumpfen Knall ins Schloß.

Totenstille herrschte im Haus. Dodd ließ erschüttert das Beil sinken. Er schluchzte, sank auf die Knie, schüttelte verzweifelt den Kopf und flüsterte immer wieder: »Du hast es nicht geschafft! Du bist ein Versager! Sie lebt! Melusine, die Vampirin, lebt!«

***

Torkelnd wie eine Betrunkene lief die Vampirin durch die Dunkelheit, scheinbar ohne jede Orientierung. Sie suchte den Schutz von Büschen und Bäumen.

Mehrmals blieb sie stehen. Ihr bleiches Gesicht war qualvoll verzerrt. Der Eichenpfahl hatte ihr Herz zwar nicht getroffen, das Holz machte ihr aber dennoch zu schaffen.

Zornig krampfte sie ihre Hände um den Pfahl und strengte sich an, das Holz aus ihrer Brust zu reißen. Der erste Versuch schlug fehl. Melusine taumelte weiter.

Sie überquerte einen düsteren Weg und fiel hinter einem Hibiskusstrauch auf die Knie. Ein wütendes, gequältes Knurren entrang sich ihrer Kehle. Sie nahm all ihre Kräfte zusammen, um den Eichenpfahl loszuwerden.

Ein wilder, wütender Ruck. Melusines Finger rutschten vom glatten Eichenholz ab, aber die Vampirin spürte, daß das Holz nicht mehr so tief in ihrer Brust steckte.

Erneut umschloß sie mit beiden Händen den Pfahl, und diesmal schaffte sie es. Das Holz glitt aus der tiefen Wunde, die nicht blutete. Kein Mensch hätte eine solche Verletzung überlebt.

Aber Melusine gehörte nicht mehr zu den Menschen. Zornig fauchend schleuderte sie den Eichenpfahl fort. Geschwächt blieb sie auf den Knien, um neue Kräfte zu sammeln.

Nach einer Weile erhob sie sich und ging ein paar Schritte. Sie hatte gewußt, daß Charlton eines Tages hinter ihr Geheimnis kommen würde. Ewig ließ sich so etwas nicht verheimlichen.

Ihr war nun klar, daß sie einen Fehler gemacht hatte: Sie hatte Charlton unterschätzt. Sie hatte nicht geglaubt, daß er es fertigbringen würde, sie zu pfählen.

Wenn sie damit gerechnet hätte, hätte sie ihn bestimmt nicht so lange verschont. Gelegenheiten, über ihn herzufallen, hatte es mehrere gegeben, aber sie hatte damit noch warten wollen, und dieses Warten wäre ihr nun beinahe zum Verhängnis geworden.

Ein wildes, grausames Feuer brannte in ihren Augen. Das letzte Wort war in diesem Kapitel noch nicht geschrieben. Sie würde ihrem Mann wiederbegegnen, und dann sollte er keine Chance haben, mit dem Leben davonzukommen, dafür würde sie sorgen.

Charlton Dodd würde so werden wie sie. Sie würde ihm den Vampirkeim in den Körper pflanzen!

***

Da es kein streng gehütetes Geheimnis war, wußte auch Fystanat schon von dem Höllenschwert, das Mr. Silver dem Geierdämon Ammorgh abgenommen hatte. [5]

Diese Waffe hatte dem Ex-Dämon bereits wertvolle Dienste geleistet.

Der Hüne hatte damit nicht nur Ammorgh vernichtet, sondern sich auch zum Tunnel der Kraft durchgeschlagen, was er ohne das Schwert wohl kaum geschafft hätte.

Wir hätten gern das Rätsel gelüftet, das diese starke Waffe umgab, das erwähnte ich während eines Gesprächs in Daryl Crennas Haus, und Mason Marchand alias Fystanat meinte: »Ich erinnere mich, schon mal von diesem Höllenschwert gehört zu haben.«

Ich schaute den gelähmten Mann aus der Welt des Guten gespannt an. »Tatsächlich? Erzähle! Mich interessiert alles, was mit dieser Waffe zusammenhängt.«

»Sie gehörte nicht immer Ammorgh.«

»Das ist richtig«, sagte ich. »Kennst du die Namen der anderen Besitzer?«

»Ich kann dir leider keine Namenskette bieten, Tony«, sagte Mason bedauernd. »Mir ist nur bekannt, daß das Höllenschwert auf dem Amboß des Grauens geschmiedet wurde.«

»Das ist mir auch bekannt. Weißt du, wer es geschmiedet hat?«

»Nein.«

»Für wen wurde die Waffe angefertigt?« fragte ich weiter.

»Er war ein großer Dämon…«

»Wie hieß er?«

»Loxagon.«

»Loxagon«, echote ich und blickte Cruv und Daryl Crenna fragend an. Die beiden hörten diesen Namen genau wie ich zum erstenmal, das sah ich ihnen an. Mein Blick richtete sich wieder auf Fystanat. »Und? Was weiter? Wenn er so ein großer Dämon war, wieso verlor er dann das Höllenschwert?«

»Loxagon – dieser Name war eine Zeitlang gleichzusetzen mit geballter Macht. Riesige höllische Heerscharen standen hinter ihm. Was Loxagon anpackte, wurde zum Erfolg. Das machte ihn langsam, aber sicher größenwahnsinnig. Er dachte, nach dem Höllenthron greifen zu können. Aber auch seine Feinde waren mächtig, und sie verbündeten sich gegen ihn. Das wurde ihm zum Verhängnis. Sie vernichteten Loxagon, und das Höllenschwert bekam ein anderer Dämon. Loxagon aber wurde begraben und vergessen. Kein Höllenwesen spricht seinen Namen aus. Man tut so, als hätte es Loxagon nie gegeben.«

Mich faszinierte die Geschichte. Ein kleiner Zipfel des großen Geheimnisses war plötzlich gelüftet. Ich wollte mehr von Fystanat

erfahren und fragte ihn, wo man Loxagon begraben hatte.
»Nicht in den Dimensionen der Hölle, die sehr vielschichtig sind, wie du weißt«, sagte Mason Marchand. »Loxagons Grab befindet sich irgendwo. Ich weiß nicht wo. Dabei wäre es für Mr. Silver wichtig, dies zu wissen.«
Ich horchte auf. »Wieso?«
»Das Grab des großen Dämons ist noch gefüllt mit starker Magie. Es wäre für Mr. Silver von unschätzbarem Vorteil, wenn er es finden würde.«
»Wozu?« fragte ich.
»Nicht nur Loxagons Name geriet in Vergessenheit. Auch den Namen des Höllenschwerts kennt heute kaum jemand noch.«
»Die Waffe hatte einen Namen?«
»Ja, Tony, und wer diesen Namen kennt, der wird mit dem Höllenschwert beinahe zur untrennbaren Einheit. Erst wenn Mr. Silver den Namen seiner Waffe kennt, entfaltet sie für ihn ihre ganze Kraft und gehorcht ihm bedingungslos. Es hat im Augenblick nicht diesen Anschein, aber vorläufig kann das Höllenschwert selbst für Mr. Silver noch zur Gefahr werden.«
Fystanat hatte recht. Es wäre wirklich sehr wichtig gewesen, diesen Namen zu erfahren. Aber wie sollten wir das anstellen? Ich fragte den gelähmten Mann aus der Welt des Guten danach.
»Es heißt, daß sich der Name demjenigen offenbart, der die Klinge in Loxagons Grab stößt«, sagte Mason Marchand.
»Mit anderen Worten: Sucht Loxagons letzte Ruhestätte, und ihr werdet erfahren, wie das Höllenschwert heißt.«
»Richtig«, bestätigte Mason.
Ich schnippte mit dem Finger und meinte sarkastisch: »So einfach ist das.« Aber die Sache ließ mich nicht mehr los. Es stand jetzt schon fest, daß wir nichts unversucht lassen würden, um das Rätsel des Höllenschwerts zu lösen und es damit ganz auf unsere Seite zu holen.
Es gefiel mir nicht, was Mason Marchand vorhin angedeutet hatte: Die Waffe könne vorläufig selbst für Mr. Silver noch zur Gefahr werden. Der Ex-Dämon war sich des Höllenschwerts sehr sicher.
Und ich hatte auch geglaubt, er könne der Waffe jederzeit seinen starken Willen aufzwingen. Aber was würde passieren, wenn die Laune des Höllenschwerts umschlug?
Ich verfolgte diesen Gedanken lieber nicht weiter, denn ich spürte ein mulmiges Gefühl in meiner Magengrube aufkeimen. Ich sah das Schwert plötzlich mit anderen Augen.
Es barg eine Gefahr in sich, das Höllenschwert in meinem Haus aufzubewahren. Niemand konnte vorhersehen, ob sich die Waffe nicht schon bald gegen uns wandte.
Auch gegen Mr. Silver!

Ich musterte Masons Gesicht. »Hast du mir sonst noch was zu bieten?« fragte ich ihn.

»Ich wollte, ich hätte noch mehr Informationen für dich, Tony. Tut mir leid, das war alles, was ich zum Thema Höllenschwert weiß.«

»Ich werd's auf jeden Fall an Mr. Silver weiterleiten«, versicherte ich. »Vielleicht hat er eine brauchbare Idee, wo wir unseren Hebel ansetzen können.«

Dazu fiel mir ein, daß Roxane die Fähigkeit besaß, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln. Ihr war es gelungen, den Tunnel der Kraft ausfindig zu machen, und ich baute nun wieder auf sie.

Vielleicht schaffte sie es auch, herauszukommen, wo sich Loxagons Grab befand. Sie war ein tüchtiges Mädchen, und ich hatte großes Vertrauen in ihre Talente.

Ich streifte den Ärmel hoch und warf einen Blick auf meine Armbanduhr. Die Dämmerung hatte eingesetzt, und Daryl Crenna drehte das Licht auf. Wenn ich rechtzeitig bei der St.-Mary's-Klinik sein wollte, mußte ich mich auf die Socken machen.

»Das war's dann wohl für heute, Freunde«, sagte ich und erhob mich.

»Nett, daß du uns besucht hast«, sagte Daryl.

Ich stieß meinen Zeigefinger gegen seine Brust. »Versuche weiter, ihm zu helfen.« Ich wies mit den Augen auf Mason. »Und zerbrecht euch ruhig auch weiterhin den Kopf über den Sarg der tausend Tode.«

»Machen wir«, versprach Daryl.

Ich feixte und sagte zu Fystanat: »Halt die Ohren steif, Junge.«

»Muß ich wohl«, brummte der Gelähmte.

Ich nickte dem Gnom zu: »*Mister* Cruv, es war mir eine Freude, dich wiederzusehen.«

»Viel Vergnügen heute abend, Tony«, sagte der Knirps.

»Danke.«

»Wenn Vladek Rodensky länger in London bleibt, bring ihn doch mal hierher, damit wir ihn kennenlernen«, sagte Daryl Crenna.

»Mal sehen«, erwiderte ich. »Kommt darauf an, ob Vladek euch überhaupt kennenlernen möchte.« Schelmisch grinsend verließ ich Pakkadees Haus, vor dem ein weißer Peugeot 504 TI stand.

Ich stieg in den Wagen, ließ den Gurtverschluß klicken und zündete die Maschine. Nachdem ich die Fahrzeugbeleuchtung eingeschaltet hatte, fuhr ich los, und ich freute mich von Minute zu Minute mehr auf das Wiedersehen mit Vladek Rodensky.

***

Charlton Dodd war völlig außer Fassung. Er hatte es nicht geschafft. Die blutgierige Vampirin war ihm entkommen. Er hatte zu lange gezögert, hatte sich nicht entschließen können, das Unvermeidbare zu tun.

Und nun war Melusine fort. Sie lebte – und sie würde töten, denn das war ihre einzige Bestimmung. Dodd schauderte.

Schwerfällig erhob er sich. Das Beil ließ er fallen. Mit schleppenden Schritten verließ er das Schlafzimmer. Er begab sich ins Bad und wusch mit eiskaltem Wasser sein Gesicht.

Er mußte endlich wieder klar denken. Irgend etwas mußte zum Schutz der Menschen geschehen. Melusine durfte ihr unseliges Leben nicht behalten. Aber wer sollte es ihr nehmen?

»Ich kann es nicht mehr«, keuchte der leidgeprüfte Mann.

Er hätte von Anfang an wissen müssen, daß er dazu nicht imstande sein würde. Es war falsch gewesen, so etwas Furchtbares allein ausführen zu wollen.

Das hatte ja schiefgehen müssen. Dodd richtete sich auf und betrachtete sein Gesicht im Spiegel. Er erkannte sich selbst kaum wieder. Der Mann, der ihm aus dem Spiegel entgegenblickte, hatte tiefe Sorgenfalten im Gesicht, und in seinen stumpfen Augen war grenzenlose Ratlosigkeit zu erkennen.

Dodd drehte das kalte Wasser ab und sah sich weiter im Spiegel an. »Elias McCleary…«, flüsterte er. »Der Vampirjäger … Er muß helfen.«

Dodd verließ das Badezimmer. Er stellte den Stuhl nicht auf, den Melusine umgeworfen hatte, und hob auch nicht auf, was sie vom Garderobenhaken gefegt hatte.

Angst schnürte seine Kehle und fraß langsam seine Seele auf. Die Folgen seines Versagens gingen ihm nicht aus dem Kopf. Melusine pirschte sich vielleicht schon in diesem Moment an ein ahnungsloses Opfer heran.

»Nein«, stöhnte Charlton Dodd. »Das darf nicht passieren…«

Er eilte zur Garage und öffnete das Kipptor. Dumpf polternd schlug das Aluminiumtor oben an. In der finsteren Garage schimmerte der Lack des sorgfältig polierten Wagens.

Unwillkürlich dachte Dodd an die Nacht, in der Melusine die Panne gehabt hatte. Was für ein grauenvolles Erlebnis hatte sie damals gehabt, als sie den Heimweg zu Fuß fortsetzte?

Dodd öffnete den Wagenschlag und stieg ein. Er startete den Motor. Die Scheinwerfer flammten auf und stießen grelle Lichtlanzen in die Dunkelheit. Dodd biß sich auf die Unterlippe.

Irgendwo dort draußen befand sich Melusine. Steckte der Eichenpfahl noch in ihrer Brust, oder war sie stark genug, um sich das Holz selbst aus der Brust zu reißen?

Dodd fuhr los. Er verzichtete darauf, das Garagentor zu schließen. So etwas war jetzt nicht wichtig. Er wußte nicht einmal, ob er die Haustür hinter sich zugemacht hatte.

Egal. Zum Teufel mit Sorgfalt und Ordnungsliebe. Die waren im Moment nicht gefragt. Zeit war das einzige, was zählte, und es war

wichtig, so viel wie möglich davon einzusparen.

Während der Fahrt eilten Dodds Gedanken voraus. Ein eisiger Schreck fuhr ihm in die Glieder, als er daran dachte, daß Elias McCleary nicht zu Hause sein könnte.

Was dann? McCleary war ein Mann, der viel unterwegs war.

Angeblich hatte er schon auf allen fünf Kontinenten Vampire gejagt und zur Strecke gebracht. Vielleicht befand sich Elias McCleary zur Zeit in Afrika oder in Amerika…

Himmel! dachte Dodd flehend. Gib, daß er zu Hause ist!

Der schwerwiegende Fehler, den er gemacht hatte, mußte schnellstens korrigiert werden. Noch in dieser Nacht. Besser noch in dieser Stunde. Denn jede Minute, die Melusine länger lebte, war eine Gefahr für die Menschen.

Da Elias McCleary nicht weit von Dodds Haus entfernt wohnte, dauerte die Fahrt nicht lange. Als Dodd in McClearys Haus Licht brennen sah, fiel ihm ein riesiger Stein vom Herzen.

Er atmete erleichtert auf und dankte dem Himmel, daß er sein Flehen erhört hatte. Scharf bremste er den Wagen vor McClearys Haus ab. Er war neugierig, wie der Vampirjäger aussah.

Am Fenster erschien eine Gestalt, als die Pneus quietschten.

Dodd stieg aus dem Fahrzeug und hämmerte mit dem Messingtürklopfer. Hart hallten die Schläge durch das Haus.

Jemand öffnete die Tür. Ein großer, hagerer Mann mit zerfurchtem Gesicht und dunklen, stechenden Augen. »Mr. McCleary?«

fragte Dodd atemlos. »Mr. Elias McCleary?«

Der Hagere nickte. »Der bin ich.«

»Mein Name ist Charlton Dodd. Ich wohne nicht weit von hier… Wir sind gewissermaßen Nachbarn.«

McCleary musterte den Nachbarn rasch. »Kann ich etwas für Sie tun, Mr. Dodd?«

»Ich… ich brauche Ihre Hilfe«, platzte es aus Dodd heraus.

Der Vampirjäger ließ ihn ein und führte ihn in einen vornehmen Living-room. Er bot Dodd Platz und einen Drink an und forderte den offensichtlich verstörten Mann auf, ihm zu sagen, wie er ihm helfen könne.

Dodd blickte ihn gespannt an. »Stimmt es, daß Sie Vampire jagen?«

Elias McCleary nickte ernst. »Ja, Mr. Dodd, das ist richtig.«

»Melusine, meine Frau… Sie ist … Mein Gott, ich weiß nicht, wo ich beginnen soll.«

»Trinken Sie zuerst Ihren Scotch und versuchen Sie sich ein wenig zu beruhigen«, riet ihm der Vampirjäger.

Dodd lachte bitter. »Beruhigen. Wenn Sie wüßten…« Er leerte das Glas auf einen Zug.

»Erzählen Sie«, verlangte McCleary.

Dodd berichtete von jener schicksalsschweren Nacht, die Melusine nach der Autopanne zum Verhängnis geworden war. McClearys düsterer Blick verfinsterte sich noch mehr.

»Torack!« knurrte er.

Dodd sah ihn irritiert an. »Wie bitte?«

»Ich sagte Torack. Das ist ein Name. Haben Sie ihn schon mal gehört?«

Dodd schüttelte den Kopf.

»Torack ist ein Vampir. Er lebte früher in dieser Gegend. Seinetwegen zog ich hierher, und ich versuchte ihn zu kriegen, aber es gelang mir nicht. Torack verschwand aus diesem Gebiet. Ich verlor seine Spur. Das tragische Schicksal Ihrer Frau beweist mir, daß er zurückgekehrt ist. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß Ihre Frau auf dem Heimweg diesem grausamen Blutsauger begegnete.«

Dodd fuhr mit seinem Bericht fort. Er erzählte dem Vampirjäger von Melusines merklicher Veränderung, von ihrem sichtlichen Verfall. »Dennoch«, sagte er, »wäre ich nicht auf die Idee gekommen, Melusine für einen Vampir zu halten.«

»Wann wurden Sie mit dieser Tatsache konfrontiert?« wollte Elias McCleary wissen.

»Vor drei Tagen.« Dodd sprach vom Blut auf ihren Lippen, als sie heimkam, und daß er die spitzen Vampirzähne gesehen hatte. »Sie können sich nicht vorstellen, was das für ein furchtbarer Schock für mich war.«

»O doch, Mr. Dodd. Ich kann mir das sehr gut vorstellen.« McCleary ging im Living-room auf und ab. Seine Wangenmuskeln zuckten grimmig. »Auch ich war einmal verheiratet, Mr. Dodd«, sagte er heiser, ohne den Besucher anzusehen. »Der Name meiner Frau war Candice. Ich habe sie sehr geliebt. Wir waren fast immer zusammen. Doch einmal verbrachte ich ein Wochenende allein in der Stadt. Und als ich wiederkam, war's passiert. Torack hatte meine Frau zum Vampir gemacht. Es war Abend, als ich heimkehrte, und Candice fiel über mich her und wollte mich töten. Sie gierte nach meinem Blut, und ich war so schwer geschockt, daß ich ihre wilden Angriffe kaum abwehren konnte. Beinahe hätte sie's geschafft. Schließlich gelang es mir aber, sie zu erlösen, und seitdem hasse ich keinen Vampir mehr als diesen Torack, der mir das Liebste nahm, das ich je besessen hatte.«

Dodd senkte den Blick. »Das tut mir leid. Das wußte ich nicht.«

Elias McCleary trat vor Dodd hin und fragte vorwurfsvoll:

»Warum haben Sie sich nicht sofort an mich gewandt?«

Dodd zuckte verlegen die Schultern. »Ich dachte, es wäre meine Pflicht, es selbst zu tun.« Er erzählte, wie sich Melusine in der vergangenen Nacht an das Haus der Crockers herangepirscht hatte

und beinahe Timmys Blut getrunken hätte.

»Verdammt«, brauste Elias McCleary auf, »und da lassen Sie noch einen ganzen wertvollen Tag ungenützt verstreichen? Sie hätten schon heute morgen zu mir kommen müssen.«

»Das weiß ich jetzt auch«, erwiderte Dodd kleinlaut. »Aber ich sagte Ihnen ja, ich sah es als meine heilige Pflicht an, Melusine selbst zu erlösen. Ich konnte doch nicht ahnen, daß die Sache schiefgeht.« Dodd berichtete in allen Einzelheiten, was sich ereignet hatte.

Es quälte ihn, darüber zu sprechen, er tat es aber trotzdem, denn Elias McCleary mußte alles von der Sache wissen, um sich darauf einstellen zu können.

In einer Geste der Hilflosigkeit breitete Dodd die Hände aus und sagte: »Nun bin ich hier und weiß nicht mehr weiter.« Beunruhigt sah er den Vampirjäger an. »Glauben Sie, daß Melusine noch mal versuchen wird, sich den Jungen zu holen?«

McCleary nickte ernst. »Das ist zu befürchten.«

»O Gott.«

»Wenn Vampire ein Opfer einmal ins Auge gefaßt haben, sind sie nicht so leicht wieder davon abzubringen. Melusine wird früher oder später bei den Crockers auftauchen. Das ist unser Vorteil. Wir wissen, wohin sie kommen wird. Wann erreichte sie gestern das Haus der Crockers?«

»Um Mitternacht.«

»Kann sein, daß sie sich den Jungen um die gleiche Zeit zu holen versuchen wird«, sagte der Vampirjäger. »Wir werden sie suchen. Sie haben sie verletzt. Wahrscheinlich ist sie jetzt geschwächt. Möglicherweise hat sie sich irgendwo verkrochen und trachtet, zu neuen Kräften zu kommen.«

Dodd schlug sich verzweifelt gegen die Stirn. »Mein Gott, was bin ich doch für ein Narr. Was bliebe uns nicht alles erspart, wenn ich mich gleich an Sie gewandt hätte.«

»Daran läßt sich nun nichts mehr ändern«, sagte McCleary. »Wir können nur versuchen, die Scharte auszuwetzen.«

Der Vampirjäger verließ den Living-Room. Als er fünf Minuten später wiederkam, trug er einen Eichenbogen in der Hand und Eichenpfeile in einem Köcher auf dem Rücken.

Dodd erhob sich. »Wie viele Vampire haben Sie schon unschädlich gemacht, Mr. McCleary?«

»Siebzehn«, sagte der Vampirjäger. »Und nun stehen Melusine und Torack auf meiner Abschußliste!«

***

Elias McCleary hatte recht. Melusine war geschwächt, und sie verkroch sich in dichtem Unterholz, um einige Zeit verstreichen zu

lassen. Anscheinend hatte der Eichenpfahl ihr Herz nicht ganz verfehlt.

Trotz der Qualen, die sie peinigten, dachte sie an Timmy Crocker, den sie sich in der vergangenen Nacht nicht holen konnte.

Ihr Blutdurst erwachte. Es war zwar noch lange hin bis Mitternacht, aber sie wollte nicht warten. Sie spürte, daß sie das Blut des Kindes brauchte, daß es sie kräftigen würde.

Deshalb verließ sie ihr Versteck schon nach kurzer Zeit wieder und wankte durch die Finsternis.

Sie leckte sich die blutleeren Lippen. Ihre Zunge stieß gegen die langen Eckzähne, und eine kalte Woge der Gier überschwemmte sie. »Blut«, flüsterte sie mit verzerrtem Gesicht. »Ich will Blut…«

Melusine erreichte eine schmale Straße und lief diese ein Stück entlang. Als sie das ferne Brummen eines Automotors vernahm, schlug sie sich unverzüglich in die Büsche, und sie dachte unwillkürlich daran, daß es nicht unbedingt Timmy Crockers Blut sein müßte, mit dem sie sich stärken konnte.

Jedes Blut war ihr willkommen!

***

Ich war in großartiger Stimmung, denn in letzter Zeit hatte sich Vladek Rodensky etwas rar gemacht. Um so mehr freute ich mich darauf, ihn nach langer Zeit mal wiederzusehen.

Mannigfaltige Gefahren hatten uns als Freunde und Kampfgefährten zusammengeschweißt. Es war nicht immer leicht gewesen, zu siegen, aber irgendwie hatten wir es letztlich doch immer geschafft, obenauf zu bleiben.

Ich wickelte ein Lakritzbonbon aus dem Papier und schob es mir in den Mund. Aus den Stereoboxen des Autoradios hämmerte das Electric Light Orchestra, meine Lieblingsgruppe, auf mich ein, und ich schwebte seelisch auf einer Wolke.

Ich war früh genug dran, um nicht schnell fahren zu müssen. Vor wenigen Augenblicken hatte ich die Stadtgrenze Londons hinter mir gelassen, und nun rollte mein Peugeot durch einen dichten, finsteren Wald.

Dicke schwarze Stämme standen dichtgedrängt beiderseits der Straße, dazwischen verfilztes Unterholz, das man hätte ausschneiden müssen, damit der Wald wieder richtig atmen konnte.

Die Straße krümmte sich. Aus den Stereoboxen kam jetzt zündender Jamaica-Reggae. Ich klopfte den Takt auf das Lenkrad.

Plötzlich tauchte rechts eine Gestalt auf.

Sie kam aus dem Wald und schien die Fahrbahn überqueren zu wollen. Aber auf der Fahrbahn befand ich mich mit meinem Wagen! Das Licht der Scheinwerfer erfaßte die Person, die erschrak und auch

noch stehenblieb.

Ich mußte wieder einmal beweisen, wie gut mein Reaktionsvermögen war. Mein Fuß zuckte vom Gas zur Bremse. Zum Glück war ich nicht zu schnell unterwegs. Dadurch konnte ich meinen Wagen noch rechtzeitig zum Stehen bringen.

Ärgerlich stieß ich den Wagenschlag auf und sprang aus dem Fahrzeug. »Mann, Sie haben vielleicht Nerven!« machte ich mir Luft. »Wie überqueren Sie denn eine Straße? Mit geschlossenen Augen?«

Er blickte mich verstört an, sah aus, als wäre er geistig völlig weggetreten. Mir fiel auf, daß er nicht meinen Tadel, sondern meine Hilfe nötig hatte.

Ich fragte ihn, ob ich etwas für ihn tun könne. Er schluckte.

»Meine Güte, so viel Pech kann nur ich haben. Jetzt wäre ich um ein Haar auch noch überfahren worden.«

»Ist Ihnen sonst noch etwas zugestoßen?« fragte ich den Mann.

Er seufzte geplagt und sah mich wie ein geprügelter Hund an.

»Das kann man wohl sagen, Mister.«

»Ballard. Ich heiße Tony Ballard. Und wie ist Ihr Name?«

»Charlton Dodd. Wir suchen meine Frau.«

»Wir?«

»Mr. McCleary und ich.«

Mußte ich ihn für verrückt halten? Er sprach von einem Mr. McCleary, der nirgendwo zu sehen war. Das erinnerte mich an das Theaterstück »Mein Freund Harvey«, in dem nur der Hauptdarsteller seinen Freund, einen großen, weißen Hasen, sehen kann – sonst niemand.

»Haben Sie meine Frau gesehen, Mr. Ballard?« fragte mich der Mann, den ich für durchgedreht hielt.

»Ich kenne Ihre Frau nicht.«

»Sie heißt Melusine. Sie ist nur mit ihrem Nachthemd bekleidet…«

Noch eine Verrückte? fragte ich mich. Hinter Dodd knisterte es im Unterholz, und dann sah ich einen hageren Mann mit verwittertem Gesicht. Niemand kann es mir übelnehmen, daß ich auch ihn für nicht ganz dicht hielt, als ich bemerkte, daß er mit Pfeil und Bogen bewaffnet war.

Hatte hier irgendwo eine Klappsmühle ihre Tore geöffnet? Ich wurde sehr schnell eines Besseren belehrt, denn mit einigen gezielten Fragen brachte ich Elias McCleary dazu, mir zu erzählen, was aus Dodds Frau Melusine geworden war und wer dieses blutgierige Ungeheuer aus ihr gemacht hatte.

Vielleicht hätte jemand anders diese beiden Männer nun erst recht für Irre gehalten, doch ich tat es nicht mehr. Ich glaubte McCleary jedes Wort und nahm ihm auch ab, daß er ein Vampirjäger war.

Auch den Eichenbogen und die Eichenpfeile sah ich jetzt mit anderen

Augen, und ich war davon überzeugt, daß McCleary damit einen Vampir vernichten konnte.

Wieder einmal hatte ich die Erfahrung machen müssen, daß man sich vor voreiligen Schlüssen hüten sollte. Vampire in dieser Gegend! Das zwang mich natürlich, sofort umzudisponieren.

Ganz klar, daß ich den netten Abend zu dritt ins Wasser fallen lassen mußte. Damit würde ich Vicky Bonney zwar keine Freude machen, aber diese Sache mußte Vorrang haben.

»Hören Sie, was halten Sie davon, wenn mein Freund und ich Sie bei Ihrer Suche unterstützen?« fragte ich die beiden Männer.

Dodd warf einen Blick in meinen leeren Wagen. Jetzt kam ich ihm wohl so vor, als würde ich von »Harvey« reden. Ich erklärte, daß ich Vladek Rodensky von der St.-Mary's-Klinik abholen würde.

»Acht Augen sehen mehr als vier«, sagte Elias McCleary.

»Sehr richtig«, pflichtete ich ihm bei.

»Aber die Sache kann für Sie verdammt gefährlich werden, Mr. Ballard.«

Ich ließ ihn nicht länger darüber im unklaren, mit wem er es zu tun hatte. Als er erfuhr, daß ich Privatdetektiv war und mich auf den Kampf gegen Geister und Dämonen spezialisiert hatte, nahm er mein Angebot erfreut an.

Wir vereinbarten, uns in einer halben Stunde auf dem Parkplatz der Klinik zu treffen, und dann wollten wir das Gebiet zu viert durchstreifen. Wenn wir Glück hatten, entdeckten wir Melusine Dodd, bevor sie ihren Blutdurst stillte, und ganz besonders hätten wir uns darüber gefreut, wenn uns dabei auch Torack in die Hände gefallen wäre.

Nichtsahnend war ich losgefahren, zu einem harmlosen Rendezvous nur – und nun hatte ich einen neuen Fall am Hals. Ich kehrte rasch zu meinem Wagen zurück und stieg ein.

Während ich die Fahrt zur Klinik fortsetzte, tat ich zwei Dinge: Ich hielt sehr aufmerksam die Augen offen und rief bei mir zu Hause über das Autotelefon an.

»Tisch ist bestellt«, meldete Vicky Bonney. »Mir war nach chinesischem Essen, deshalb entschied ich mich für das ›Golden Asia‹.«

»Bestell den Tisch wieder ab«, sagte ich trocken. »Aus dem netten Abend zu dritt wird nichts, Vicky. Tut mir leid.«

»Ist Vladek verhindert? Dann könnten doch wir beide… Wir waren schon eine Ewigkeit nicht mehr zusammen essen, Tony.«

»Wir holen's nach. Ein andermal.«

»Was gefällt dir an heute abend nicht?« fragte Vicky leicht eingeschnappt.

Ich erklärte es ihr.

»Das ist natürlich etwas anderes«, sagte sie. »Ich rufe das ›Golden

Asia‹ gleich an.«

»Ich danke dir für dein Verständnis«, sagte ich und schob den Hörer in die Halterung.

Blitzschnell überdachte ich die Situation, und ich kam zu dem Schluß, daß wir Charlton Dodd ausbooten mußten. Der Mann war das schwächste Glied in unserer Kette und somit eine Gefahr für sich selbst.

Dodd war zu Hause besser aufgehoben. Er sollte uns die gefährliche Arbeit tun lassen. Einem Vampir war er nicht gewachsen, das hatte er bereits bewiesen.

Die Straße krümmte sich nach links, und wenig später nach erblickte ich ein altes Backsteingebäude – die St.-Mary's-Klinik.

Vladek Rodensky würde Augen machen, wenn er erfuhr, was für eine Neuigkeit ich mitbrachte.

***

Elias McCleary dachte wie ich, und er versuchte es Charlton Dodd so schonend wie möglich beizubringen. Er schlug vor, zu seinem Haus zurückzukehren, und da Dodd davon überzeugt war, daß McCleary stets die richtige Entscheidung traf, folgte er ihm zu dessen Gebäude, ohne eine Frage zu stellen.

Das änderte sich erst, als der Vampirjäger mit dem Bogen auf Dodds Wagen wies und sagte: »Steigen Sie ein und fahren Sie heim, Mr. Dodd.«

Charlton Dodd blickte ihn entgeistert an. »Aber… aber warum denn? Wir wollen doch Melusine suchen.«

McCleary sah ihm ernst in die Augen. »Möchten Sie wirklich dabei sein, wenn wir sie finden, Mr. Dodd? Glauben Sie nicht, daß es Ihre Nervenkraft übersteigt, wenn Sie zusehen müssen, wie Ihre Frau stirbt?«

»Dieses Wesen ist nicht meine Frau.«

»Das sagen Sie jetzt. Warum haben Sie so lange gezögert, sie zu erlösen? Würden Sie uns im entscheidenden Augenblick nicht vielleicht daran hindern, diesem gefährlichen Schattenwesen den Garaus zu machen?«

»Aber nein, wie kommen Sie denn darauf.«

»Mr. Dodd, ich sagte Ihnen schon mal, ich weiß, wie Ihnen zumute ist. Glauben Sie mir, es wäre für alle Beteiligten besser, wenn Sie sich aus der Sache heraushielten. Mr. Ballard und ich haben mehr Erfahrung als Sie in diesen Dingen. Ihre Gegenwart würde unser Bewegungsfreiheit beeinträchtigen. Dadurch könnte Melusine noch einmal entkommen. Wollen Sie so etwas verantworten?«

Dodd blickte auf seinen Wagen.

»Nun kommen Sie schon, steigen Sie ein«, drängte ihn McCleary.

»Bevor ich zur Klinik fahre, sehe ich noch kurz nach Ihnen, okay?«

Dodd zögerte noch. »Vorhin waren Sie doch noch damit einverstanden, daß ich Sie begleite.«

»Ich wußte nicht, wie ich Sie davon abbringen sollte«, erwiderte der Vampirjäger lächelnd. »Aber glücklich war ich über Ihre Begleitung keine Sekunde, denn ich mußte nicht nur auf mich, sondern auch auf Sie aufpassen – und dennoch wären Sie beinahe überfahren worden.«

Dodd seufzte schwer. »Vielleicht haben Sie recht, Mr. McCleary. Wahrscheinlich tauge ich zu dem, was in dieser Nacht geschehen muß, wirklich nicht.«

»Sie haben bestimmt andere Qualitäten«, tröstete ihn der Vampirjäger.

»Ich werde die Crockers anrufen und ihnen sagen, sie sollen gut auf ihren Jungen aufpassen.«

»Tun Sie das. Aber bringen Sie es den Leuten so schonend wie möglich bei. Wir wollen nicht, daß Mrs. oder Mr. Crocker vor Schreck der Schlag trifft, nicht wahr?«

Endlich stieg Dodd in seinen Wagen.

»Wenn Melusine erlöst ist, sind Sie der erste, der es erfährt«, versprach Elias McCleary.

»Ich hoffe, Sie erwischen Sie bald.«

»Ich auch.«

»Und diesen Torack.«

»Auf den bin ich ganz besonders scharf«, sagte McCleary und bleckte die Zähne.

Dodd drehte den Zündschlüssel um, der Anlasser mahlte. Dodd setzte das Fahrzeug ein Stück zurück, wendete und fuhr nach Hause. McCleary rührte sich nicht vom Fleck, bis das Auto verschwunden war.

Dann eilte er in sein Haus, stürmte ins Arbeitszimmer, öffnete die oberste Schreibtischlade und entnahm dieser ein fingerlanges Goldkreuz, das an einer goldenen Kette hing.

Er streifte die Kette über seinen Kopf und verließ das Arbeitszimmer wieder. Voller Ingrimm dachte er an Torack, seinen Todfeind. Vielleicht wußte Melusine, wo ihr Meister steckte.

Er würde sie zwingen, es ihm zusagen. Mit dem Goldkreuz konnte er sie zwingen. Erst danach würde er sie mit einem Eichenpfeil erlösen. Und anschließend würde er sich Torack holen.

***

Der Wagen fuhr vorbei, ohne daß der Fahrer Melusine entdeckt hatte. Die Vampirin trat aus ihrem Versteck. Sie stöhnte. Der Schmerz in ihrer Brust war entsetzlich.

Wem hatte sie das zu verdanken? Charlton Dodd! Sofort richtete sich

ihr Haß gegen ihn. Warum hatte sie ihn so lange verschont?

Warum hatte sie ihn nicht schon längst getötet? Ihre Gedanken versanken in einem roten Nebel.

Blut! Sie lechzte danach. Und da war ihr Haß, der sie Timmy Crocker vergessen ließ. Sie hatte eine bessere Idee. Nicht Timmy sollte sterben, noch nicht.

Vor ihm sollte Charlton Dodd sein Leben verlieren und zum Schattenwesen werden. Danach brauchte sie ihn nicht mehr zu hassen, denn dann würde er so sein wie sie und in den Nächten mit ihr Menschen jagen.

Er hatte sie vernichten wollen. Nun würde sie ihn vernichten.

Das war die Strafe für das, was er getan hatte. Nach seinem Tod würde er ihr Komplize sein, ebenso bluthungrig wie sie.

Ächzend biß sie die Zähne zusammen, denn der Schmerz in der Brust ließ nicht nach. Sie suchte und fand den kürzesten Weg nach Hause. Vorsichtig schlich sie auf das Haus zu.

Charlton sollte durch nichts vorzeitig gewarnt werden. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel sollte ihn der Angriff treffen. Melusine huschte wie ein weißes Gespenst auf das Gebäude zu.

Ihr fiel auf, daß das Garagentor offen war und der Wagen fehlte.

Enttäuschung breitete sich über ihr Gesicht. Charlton war weggefahren. Wohin? Wann würde er wiederkommen?

Das Brummen eines Motors drang an ihr Ohr. Sie kannte dieses Geräusch. Es war Charltons Wagen. Er kam nach Hause. Es zuckte in Melusines Gesicht. Die Überraschung würde ihr gelingen.

Sie war geflohen, und Charlton konnte unmöglich annehmen, daß sie sich noch einmal nach Hause wagte. Er würde aus allen Wolken fallen, wenn sie sich ihm präsentierte, und er würde so starr vor Entsetzen sein, daß sie keine Mühe haben würde, ihn zu töten.

Rasch verschwand die Vampirin im Haus. Im Wohnzimmer, hinter dem klobigen Mahagonischrank, legte sie sich auf die Lauer.

Nach wie vor tobte ein eiskalter Schmerz in ihrer Brust.

Sie erhoffte sich Linderung. Der rote Lebenssaft ihres Mannes würde sie auch wieder kräftigen. Trotz der Schmerzen lachte Melusine leise.

»Ich mache dich zu meinem Komplizen, Charlton!« flüsterte sie.

Er fuhr den Wagen in die Garage. Sie hörte, wie er das Tor nach unten zog und wie es einrastete. Dann vernahm sie Charltons Schritte, die sich der Haustür näherten.

Und gleich darauf trat er ein. Ahnungslos! Der Tod befand sich ganz in seiner Nähe, doch er wußte es nicht. Obwohl er während des ganzen Tages immer wieder zur Flasche gegriffen hatte, spürte er die Wirkung des Alkohols nicht.

Er hatte auch bei McCleary einen Scotch getrunken, und ihm war nun wieder nach einem Drink. Er hatte das Gefühl, seine Nerven

wären nasse Papierschnüre, die jeden Augenblick reißen konnten.

Scheußlich war ihm zumute. Vielleicht auch deshalb, weil er nun andere die Arbeit tun ließ. Aber er hatte bereits einmal versagt und wollte nicht, daß es noch einmal dazu kam.

Was konnte er wirklich schon tun? Wenn die Männer Melusine stellten, verpatzte er womöglich noch alles. Außerdem würde es wirklich kein schöner Anblick sein, wenn es der Vampirin ans schwarze Leben ging.

Nein, McCleary hatte recht. Es war in der Tat besser, wenn er, Dodd, daheimblieb und wartete, bis alles vorbei war. Dodd hoffte, daß man ihn nicht zu lange auf die Folter spannen würde, denn die Widerstandsfähigkeit seiner Nerven war bereits lächerlich gering geworden.

Deshalb führte ihn auch sein erster Weg zur Hausbar. Er goß sich einen dreistöckigen Scotch ein. Als er trinken wollte, gewahrte er hinter sich eine Bewegung, die ihn jäh herumfahren ließ.

Der Scotch schwappte aus dem Glas und klatschte auf den Boden, während Dodd mit schreckgeweiteten Augen verdattert seine Frau anstarrte. Melusine, die Vampirin, war zurückgekehrt!

»Melusine!« hauchte er mit bebenden Lippen.

Mein Gott, schoß es ihm durch den Kopf. Während wir sie draußen suchten, war sie hier drinnen versteckt. Sie scheint gleich nach meiner Abfahrt in unser Haus zurückgekehrt zu sein.

Nein! protestierte eine Stimme in ihm. Nicht *unser* Haus. Es gehört ihr nicht mehr. Sie ist nicht mehr meine Frau. Ich bin nicht mit dieser Bestie verheiratet.

Reglos stand sie da, und ihm fiel auf, daß sie keinen Schatten warf. Natürlich nicht. Vampire haben keinen Schatten und kein Spiegelbild. Deutlich war das Loch in ihrer Brust zu sehen.

Sie hatte die Kraft besessen, sich den Eichenpfahl herauszureißen, doch nun schien sie unter dieser Verletzung zu leiden. Haßerfüllt war ihr Blick, in dem etwas Zwingendes lag.

»Warum gab Gott mir nicht die Kraft, es ordentlich zu tun?«

keuchte Dodd.

»Ich bin zurückgekehrt, um dich für diese Tat zu bestrafen!« sagte Melusine rauh.

Sie setzte sich langsam in Bewegung. Dodd brach der Schweiß aus allen Poren. Melusine ging nicht so leichtfüßig wie sonst. Sie wirkte krank. Das mußte von der Verletzung herrühren.

»In jener Nacht, als du die Panne mit dem Wagen hattest…«, begann Dodd.

»In jener Nacht begegnete ich Torack.«

»Er ist nun dein Meister.«

»Ja, und er wird auch dein Meister werden, sobald ich dich getö- tet

habe.«
»Wo ist Torack?«
»Du wirst ihn sehen. Bald schon.«
Melusines Lippen öffneten sich, und Dodd sah die gefährlichen Vampirhauer, die ihm zum Verhängnis werden sollten. Zwei Schritt war die Vampirin nur noch von ihm entfernt.
Da rissen Dodds Nerven. Er brüllte auf und warf sich dem weiblichen Blutsauger entgegen. Melusine wollte ihn packen. Sein Faustschlag stieß sie zurück.
Sie fauchte wütend und griff ihn an. Ihre langen Fingernägel schrammten über seinen Handrücken und rissen die Haut auf. Er spürte ein heißes Brennen, und Blut trat aus den Wunden.
Als Melusine das Blut sah, übermannte die Gier sie. Dodd wollte aus dem Raum fliehen, doch die Vampirin versetzte ihm einen Schlag, der ihm das Gleichgewicht raubte.
Er fiel gegen die Wand. Melusine spreizte die Arme ab und warf sich ihm entgegen. Sie leckte über Dodds blutende Hand, und der Rausch machte sie rasend und stark.
Wild krallte sie ihre Finger in Dodds Haar. Sie riß seinen Kopf zurück. Er brüllte auf. Sein Hals wölbte sich ihr entgegen.
Da Dodd um einen halben Kopf größer war als sie, mußte sie sich auf die Zehen stellen. Betäubend süßlicher Atem wehte ihm aus ihrem Rachen entgegen. Er versuchte sie angewidert und entsetzt von sich zu stoßen, doch sie klammerte sich an ihn, und im nächsten Augenblick biß sie zu.
Aber die spitzen Hauer verfehlten ihr Ziel. Dodd hatte noch einmal Glück gehabt. Es gelang ihm freizukommen. Er rannte wie von Furien gehetzt aus dem Wohnzimmer.
Melusine jagte hinter ihm her. Für den Augenblick vergaß sie die Schmerzen in der Brust. Die Gier war stärker.
Zornig warf sich Melusine hinter ihrem Mann her. Sie prallte gegen seinen Körper. Ihre Hände legten sich auf seine Schultern.
Sie riß ihn mit sich zu Boden.
Er schlug mit dem Gesicht hart auf, war benommen. Diese Gelegenheit ließ sie sich nicht entgehen. Sie zerrte sich an Dodd hoch, und bevor er einen klaren Gedanken fassen konnte, gruben sich ihre langen spitzen Zähne in seinen Hals.

***

Die St.-Mary’s-Klinik. Ein altehrwürdiger Backsteinbau mitten im Grünen. Hier machte es zwar bestimmt auch keine Freude, krank zu sein, aber ich konnte mir vorstellen, daß man in einer solchen Umgebung früher als anderswo gesund wurde.
Das Bauwerk stammte aus Tagen, wo man noch viel Zeit gehabt

hatte. Es gab viele Schnörkel und Verzierungen, Giebel und Erker, hier ein Türmchen, dort ein Türmchen.

Mit einer Klinik, wie sie heute gebaut werden, hatte dieses Gebäude nichts zu tun. Es machte auf mich eher den Eindruck eines romantischen Schlosses. Ich hatte meinen Peugeot auf dem Parkplatz ausrollen lassen und streifte die Armaturenbrettuhr mit einem kurzen Blick.

18 Uhr 50. Vladek Rodensky hatte noch zehn Minuten Zeit, und wie ich ihn kannte, nützte er die voll aus. Man konnte nach ihm die Uhr stellen. Ich konnte mich darauf verlassen, daß er Punkt 19 Uhr aus der Klinik treten würde.

Ich stellte den Motor ab und schaltete die Fahrzeugbeleuchtung aus. Während ich auf meinen Freund wartete, ging mir nicht aus dem Sinn, was ich vor wenigen Minuten erst erfahren hatte.

Torack! Ein Name, der mir fremd war, hatte für mich plötzlich Bedeutung gewonnen. Es galt, nicht nur Melusine zu finden, sondern vor allem auch ihn, denn er war die Wurzel des Übels.

Charlton Dodd tat mir leid. Das Schicksal hatte diesen Mann schwer geschlagen. Es ist schon schlimm genug, wenn ein Mann die Frau verliert, die er liebt. Furchtbarer aber noch ist es, wenn man erkennen muß, daß das geliebte Wesen zum Werkzeug des Bösen wurde.

Man kann nicht helfen. Man weiß nur, daß man dieses Schattenwesen nicht am Leben lassen darf. Ich konnte verstehen, daß Dodd die Kraft nicht aufbrachte, Melusine zu pfählen.

Wäre es mir bei Vicky Bonney nicht ebenso ergangen? Um für kurze Zeit auf andere Gedanken zu kommen, stieg ich aus. Der Abend war klar und kalt. Hin und wieder fegte eine Wolke am Mond vorbei, und in den nahen Baumkronen raschelte und wisperte es unheimlich.

Vladek würde überrascht sein, wenn er erfuhr, daß er wieder einmal mit mir arbeiten durfte. Damit rechnete er bestimmt nicht. Ich hatte davon ja selbst bis vor kurzem keine Ahnung gehabt.

Ich entfernte mich von meinem Wagen, um auf das Tor der Klinik zuzugehen, durch das mir in Kürze Vladek Rodensky entgegentreten würde. Da gellte plötzlich ein Schrei auf.

Meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen.

Ich startete, denn da brauchte jemand dringend Hilfe!

***

Elias McCleary wollte sich an sein Versprechen halten, deshalb fuhr er nicht direkt zur Klinik, sondern machte einen kleinen Umweg, um bei Charlton Dodds Haus vorbeizusehen.

Ein paar tröstende Worte würden dem Mann sicherlich guttun und ihn wenigstens einigermaßen aufrichten. Wo Dodd wohnte, hatte McCleary von diesem erfahren. Der Vampirjäger steuerte seinen

schwarzen Kastenwagen die Straße entlang. Im Fond lagen der Köcher mit den Pfeilen und der Eichenbogen.

Das Licht der Scheinwerfer schnitt eine weiße Welt aus der Dunkelheit. Es dauerte nicht lange, da stießen die Lichtlanzen gegen das Doddsche Gebäude.

McCleary stoppte das Fahrzeug und stieg aus. Er blickte sich aufmerksam um, ehe er den Klingelknopf unter seinem Daumen begrub. Schritte näherten sich der Tür.

Sie wurde geöffnet, und Charlton Dodd erschien. Seine Kleidung war in Unordnung. Er sah blaß aus, wirkte benommen. McCleary erschrak. »Um Himmels willen, Mr. Dodd, was ist passiert?«

Dodd schüttelte langsam den Kopf. »Nichts«, sagte er heiser.

»Nichts, Mr. McCleary.«

»Na hören Sie mal, das können Sie mir doch nicht erzählen. Wie Sie aussehen…«

»Ich bin gestürzt, das ist alles.«

McCleary konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ihn Dodd belog. Aber warum tat der Mann das? Zwang ihn jemand dazu? Befand sich jemand in Dodds Haus? Melusine? Oder Torack?

»Würden Sie mich kurz in Ihr Haus lassen, Mr. Dodd?«

»Wozu?«

»Ich würde mich gern selbst davon überzeugen, daß alles in Ordnung ist.«

»Haben Sie nicht die Absicht, sich mit Tony Ballard zu treffen?«

»Er wird bestimmt warten, machen Sie sich deswegen keine Sorgen.«

Der Vampirjäger machte einen Schritt vorwärts. Irgendwo im Haus klirrte das Glas einer Fensterscheibe. Ergriff jemand die Flucht? Melusine? Torack? Charlton Dodd zuckte zusamen.

Durch den Schritt, den Elias McCleary getan hatte, rutschte das Goldkreuz, das der Vampirjäger um den Hals trug, unter dem Rockaufschlag, unter dem es verborgen gewesen war, hervor.

Als Dodd dieses christliche Symbol sah, reagierte er mit Panik. Er riß die Augen entsetzt auf und die Arme schützend hoch. Er wandte sich fauchend ab und wich zurück.

Erschüttert begriff McCleary, und er machte sich schwere Vorwürfe, denn er hatte diesen Mann, als er ihn nach Hause schickte – in der Meinung, hier wäre er sicher –, in den Tod geschickt.

Dodd lebte nicht mehr. Er war zum Schattenwesen geworden.

Deutlich erkannte der Vampirjäger die frische häßliche Bißwunde an Charlton Dodds Hals, jene zwei tiefen Einstiche von Vampirzähnen, direkt in die Halsschlagader.

Dodd war entweder Torack oder Melusine zum Opfer gefallen.

McCleary nahm an, daß dem Mann die Frau zum Verhängnis geworden war. Dem Vampirjäger blieb nichts anderes mehr übrig, als

Charlton Dodd von seinem unseligen Schattendasein zu erlösen.
Grimmig griff er nach der Goldkette. Er wollte sie abstreifen und den Blutsauger mit dem Kreuz berühren. Dodd wäre zusammengebrochen, als hätte ihn ein Blitzschlag gefällt.
Doch die panische Angst ließ den Vampir über sich selbst hinauswachsen. Er überwand seine große Furcht vor dem Kruzifix und griff den Vampirjäger an.
Sein Faustschlag traf Elias McCleary so unerwartet, daß dieser schmerzlich aufschrie und sich krümmte. Er japste nach Luft. Seine Arme hingen für einen Moment kraftlos herunter.
Das Goldkreuz baumelte einen halben Meter über dem Boden.
Da McCleary in gebückter Haltung vor Dodd stand, verdeckte er das Kruzifix. Dadurch war es dem neuen Blutsauger möglich, sich von dem Schock zu erholen, den der Anblick des Kreuzes in ihm hervorgerufen hatte.
Dodd bildete mit beiden Händen eine Riesenfaust und ließ diese auf McCleary herabsausen. Ächzend sackte der Vampirjäger auf die Knie. Er streckte die Arme nach vorn und wollte Dodd umklammern, aber da traf ihn ein gemeiner Tritt und warf ihn vollends um.
McCleary überschlug sich und blieb auf dem Bauch liegen. Er war benommen und spürte den süßlichen Geschmack von Blut in seinem Mund.
Der Vampirjäger vernahm die Schritte des Schattenwesens hinter sich. Er wußte, daß er nicht liegenbleiben durfte, sonst war er verloren.
Mühsam zog McCleary die Beine an. Er litt im Augenblick unter starken Gleichgewichtsstörungen. Der Boden drohte fortwährend unter ihm wegzukippen. Schweiß glänzte auf seinem verwitterten Gesicht.
In siebzehn erbitterten Kämpfen mit gefährlichen Blutsaugern war McCleary Sieger geblieben. Sollte er diesmal verlieren? Er biß trotzig die Zähne zusammen.
Aufgeben kam für ihn nicht in Frage. Solange noch ein Funken Leben in ihm war, wollte er kämpfen. Angeschlagen richtete er sich auf. Da schlang Dodd von hinten seinen Arm um McClearys Hals.
Der Vampir drückte brutal zu. Es hatte den Anschein, als wollte Dodd dem Vampirjäger das Genick brechen. So kämpften Vampire normalerweise nicht. Für gewöhnlich ging es ihnen in erster Linie um das Blut ihres Opfers.
Doch Dodd wußte, mit wem er es zu tun hatte, und so schien es ihm wichtiger zu sein, den Vampirjäger zu töten, als ihn zum Schattenwesen zu machen.
Der Druck verstärkte sich und trieb McCleary die Tränen in die Augen. Die Spannung in seinem Nacken wurde unerträglich. Er bäumte sich verzweifelt auf. Dabei schwang das Goldkreuz hoch und

berührte Dodds Hand.

Der Vampir stieß ein furchtbares Gebrüll aus, ließ von McCleary ab und wich zwei Schritte zurück. Diese Gelegenheit durfte der Vampirjäger nicht ungenützt lassen.

Er sprang auf, so schnell er konnte und torkelte zu seinem Wagen. Dodd starrte auf seine Hand. Das Fleisch war an der Stelle verbrannt, wo das Goldkreuz die Hand berührt hatte.

Schmerz und Haß verzerrten das bleiche Gesicht des Blutsaugers, dessen Eckzähne ebenso lang waren wie die seiner Frau. Er folgte dem Vampirjäger. McCleary riß den Wagenschlag auf.

Mit einem wütenden Tritt hämmerte Dodd die Tür sofort wieder zu und schlug mit den Fäusten auf den hageren Mann ein.

Abermals mußte McCleary mehrere schmerzhafte Treffer hinnehmen.

Doch keiner vermochte ihn noch einmal zu Boden zu zwingen.

Endlich gelang es dem Vampirjäger, der zum erstenmal spürte, daß er nicht mehr der jüngste war, sein Kruzifix voll ins Spiel zu bringen.

Er hatte die Kette abgestreift und drehte das fingerlange Kreuz über seinem Kopf. Dodd wich knurrend zurück. Dadurch wurde es Elias McCleary möglich, die Wagentür erneut zu öffnen.

Dodd sah den Eichenbogen und die Eichenpfeile im Fond liegen.

Er wollte verhindern, daß McCleary sich damit bewaffnete, doch das Goldkreuz ließ ihn nicht an den Vampirjäger heran.

Flucht war die einzige Alternative, die der Vampir hatte. Er kreiselte herum und rannte los. Er lief nicht ins Haus, sondern daran vorbei, auf den Wald zu, in dem er sich verstecken wollte.

Aber McCleary bewies, daß er hart im Nehmen und ein eiskalter Jäger war. Er schwang sich den Köcher auf den Rücken, griff nach dem Bogen und legte einen Eichenpfeil auf die Sehne, die er kraftvoll spannte.

Als er sie losließ, war ein dumpfes Surren zu hören, und der Pfeil zischte ab. Da es dunkel war, war ein genaues Zielen nicht möglich, deshalb war Elias McCleary froh, daß er den fliehenden Vampir überhaupt traf, denn dieser erste Pfeil stoppte Dodd wenigstens.

Der Blutsauger brüllte auf. McClearys Pfeil steckte in seiner Schulter.

McCleary zog einen zweiten Pfeil aus dem Köcher und legte ihn auf die Sehne des Bogens.

Diesmal verringerte er die Distanz zwischen sich und dem Schattenwesen, um es mit Sicherheit erlösen zu können. Dodd wandte sich langsam um. Er stand unsicher auf den Beinen.

Die Verletzung schwächte ihn. Als er McCleary auf sich zukommen sah, hob er ihm flehend die Hände entgegen und bettelte um sein Leben, doch es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, es ihm zu lassen.

Als die Distanz stimmte, blieb McCleary stehen. Mitleidlos visierte er

den angeschlagenen Vampir an. Der Eichenpfeil sauste von der Sehne und durchbohrte das Herz des Blutsaugers.
Charlton Dodd sackte zusammen. McCleary näherte sich ihm vorsichtig. Erst als er sicher war, den Mann erlöst zu haben, entspannte er sich. Der grausame Ausdruck verschwand von Dodds Zügen, sie nahmen ein friedliches Aussehen an.
Die langen, gefährlichen Vampirhauer bildeten sich zurück und waren binnen kurzem verschwunden. Die Gefahr, die von diesem Mann ausgegangen war, war gebannt.
McCleary hängte sich den Bogen über die Schulter, schob seine Arme unter den Toten und hob ihn hoch. Es war erstaunlich, wieviel Kraft dieser zähe Vampirjäger nach diesem erbitterten Kampf noch aufzubringen imstande war. Er trug Dodd ins Haus und legte ihn auf ein Sofa.
Mehr konnte er im Augenblick nicht für Charlton Dodd tun. Der Vampirjäger suchte und fand die zertrümmerte Fensterscheibe. Wer hatte diesen Fluchtweg eingeschlagen?
McCleary blickte in die Finsternis hinaus. Bewegte sich dort nicht ein milchweißes Schemen? War das Melusine? McCleary verließ das Haus gleichfalls durch das Fenster.
Er versuchte die Vampirin einzuholen, verlor sie aber schon nach kurzem aus den Augen. Ärgerlich kehrte er zu seinem Kastenwagen zurück, warf Köcher und Bogen in den Fond und stieg ein.

***

Der Schrei kam aus einem der Räume im Erdgeschoß, und ich war dorthin unterwegs. Wie ein 100-Meter-Sprinter rannte ich auf den Klinikeingang zu. Da war ein langsamer Portier in einem gläsernen Käfig.
Er schien den Schrei nicht gehört zu haben, deshalb verwirrte ihn meine Eile. Schwerfällig erhob er sich, doch ich war schon längst an ihm vorbei, erreichte einen Korridor mit sauberen PVC-Fliesen, hetzte diesen entlang und begann ab einer bestimmten Tür in alle Räume einen Blick zu werfen.
Der Schrei war verstummt. Ich konnte mich nicht nach ihm orientieren. Tür um Tür rammte ich auf. In einigen Räumen brannte Licht, obwohl kein Mensch anwesend war.
Die meisten aber waren finster. Da die Lichtschalter alle an der gleichen Stelle waren – links neben der Tür –, fand ich sie stets sofort. Glühbirnen und Neonröhren flammten zuckend auf.
Bisher hatte ich das Mädchen, das so grell geschrien hatte, noch nicht gefunden. Nächster Raum. Nichts. Ein Raum weiter. Licht.
Wieder nichts. Weiter. Licht…
Ich befand mich am Ziel!

Mein Herz übersprang einen Schlag. Ich sah eine junge Krankenschwester in einem Raum mit gläsernen Instrumentenschränken. Es gab einen weißen Schreibtisch, einen wackeligen, stoffbespannten Paravent, ein Bett auf Rädern, und über diesem Bett lag – quer – das rothaarige Mädchen.

Sie war ohnmächtig – und sie war nicht allein. Verdammt, die Szene erinnerte mich an einen alten Hammer-Productions-Streifen, in dem Graf Dracula sein Unwesen getrieben hatte.

Hier war es mit Sicherheit nicht Dracula. Aber ebenfalls ein Vampir. Er stammte nicht aus diesem Jahrhundert. Seine schwarze Kleidung war alt und abgetragen.

Ein weiter schwarzer Umhang, innen blutrot gefüttert, hüllte ihn und zur Hälfte die Krankenschwester ein.

Die Szene widerte mich an. Da ich die Tür aufgestoßen und Licht gemacht hatte, war der verfluchte Blutsauger irritiert. Er zuckte hoch. Blut glänzte dunkel auf seinen schmalen Lippen, und seine Augen sahen aus, als lägen blutige Spinnennetze darauf.

Er war schwarzhaarig, hatte einen schmalen Kopf und nicht die geringste Ähnlichkeit mit Christopher Lee, dem Filmvampir. Dieser da war echt, und er war wütend, weil ich ihn gestört hatte.

Ich hatte ihn noch nie gesehen, doch ich war sicher, daß ich Torack vor mir hatte. Er hielt sich seit vielen Jahren am Leben, indem er das Blut von Menschen trank.

Teufel noch mal, seine Zeit sollte jetzt zu Ende gehen! Als ich den Raum betrat, zertrümmerte er mit der Faust das Glas eines Schranks. Klirrend fielen die Scherben zu Boden.

Torack schleuderte blitzende Chirurgeninstrumente nach mir. Ich duckte mich, hob die Arme, wich den Geschoßen blitzschnell aus und versuchte den Vampir zu kriegen.

Der Blutsauger packte das Bett, auf dem sein Opfer lag. Er rollte es in die Mitte des Raumes und stieß es mir mit der Längsseite entgegen. Ich konnte nicht schnell genug stehenbleiben.

Eine harte Chromstange traf meinen Beckenknochen. Der Schmerz ließ mich aufstöhnen, und nun entbrannte ein Kampf mit dem verdammten Bett, das verhinderte, daß ich an den Vampir herankam.

Ich versuchte es zur Seite zu stoßen, doch Torack hielt es fest. Er war beängstigend kräftig. Sein Rammstoß beförderte mich zurück.

Alles, was hinter mir stand, stieß ich um.

Wieder ging Glas zu Bruch. Einrichtungsgegenstände fielen krachend auf den Boden. Ich knallte mit dem Rücken gegen die Wand, daß mir Hören und Sehen verging.

Wütend preßte ich die Kiefer zusammen, stemmte mich von der Wand ab und schaffte es endlich, Torack zurückzudrängen. Er stemmte sich gegen meinen Druck.

Ich federte zur Seite und ließ das Bett los. Es fegte an mir vorbei und hämmerte gegen die Wand. Die Krankenschwester rutschte herunter und landete auf dem Boden.

Ich konnte mich im Moment nicht um sie kümmern. Dazu ließ mir Torack keine Zeit. Auch er ließ das Bett los. Wir standen einander gegenüber – und nichts befand sich mehr zwischen uns.

Nun gierte er nach meinem Blut, aber er würde keinen Tropfen davon bekommen. Wild griff er mich an. Ich holte aus und wollte ihm meinen magischen Ring mitten in die Fratze setzen, doch er fing meinen Arm blitzschnell ab und drehte ihn herum.

Seine Kraft war enorm. Ich dachte, er würde mir den Arm aus dem Schultergelenk drehen. Es tat unwahrscheinlich weh, aber ich biß die Zähne zusammen und schrie nicht.

Verzweifelt bemühte ich mich, freizukommen. Er knurrte, schüttelte mich und war bestrebt, mich besser in den Griff zu kriegen.

Doch bevor er mich packen, an sich reißen und beißen konnte, ließ ich mich fallen. Mit diesem Sturz riß ich mich von ihm los. Er warf sich auf mich, doch ich rollte zur Seite, wodurch er mich verfehlte.

Und dann traf ihn mein magischer Ring!

Er heulte auf. Seine Augen weiteten sich in panischem Entsetzen.

Die Wirkung meines Rings machte ihn kraftlos. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Konfus blickte er sich um, während ich schwer atmend auf ihn zuging.

Mein Arm schmerzte sehr, doch ich achtete nicht darauf. Mir ging es nur darum, mit Torack fertigzuwerden, und ich konnte es mit dem Ring schaffen, das wußte ich.

Er wich beunruhigt zurück, packte einen Stuhl und schleuderte ihn nach mir. Ich federte in die Hocke. Der Stuhl sauste über mich hinweg und zerschlug die Glastür eines Schranks.

Ich versuchte den Vampir in die Enge zu treiben, und das schien mir auch zu gelingen. Torack wich mehr und mehr zurück. Hinter ihm befand sich eine Ecke des Raumes.

Zwei Schritte noch, dann konnte der Blutsauger weder nach links noch nach rechts – und vor ihm stand ich. Torack erfaßte die Situation in diesem Moment.

Er blieb stehen, machte keinen Schritt mehr. Auch gut, dachte ich und griff ihn an. Da flitzte das Schattenwesen zur Seite, packte mit beiden Händen einen Hochschrank und riß ihn um.

Das riesige Ding kippte genau auf mich zu. Das war die Chance, die Torack brauchte. Ich mußte mich dem Schrank zuwenden, riß beide Hände hoch, um ihn abzufangen, aber er war zu schwer.

Er riß mich zu Boden. Dadurch hatte Torack die Möglichkeit, an mir vorbeizustürmen und den Raum zu verlassen. Ich fluchte, denn ich war unter dem Schrank eingeklemmt, und es kostete mich wertvolle

Zeit, mich zu befreien.
Inzwischen baute Torack seinen Vorsprung aus. Und ich kämpfte immer noch keuchend mit dem Schrank, um meine Beine freizubekommen. Schweiß rann in meine Augen, ich dachte, es wäre Säure, denn es brannte höllisch.
Endlich kam ich frei, sprang auf und hetzte gleichfalls aus dem Raum. Ich kam gerade noch zurecht, um Torack am Ende des langen Korridors durch eine Tür verschwinden zu sehen.
Ich folgte ihm, bekam die Tür aber nicht auf, denn der Vampir hatte sie innen verriegelt. Schwer atmend lehnte ich mich dagegen und wischte mir mit dem Jackettärmel den Schweiß vom Gesicht.
Erst jetzt – man stelle sich das mal vor – tauchten die ersten Leute auf. Wie lange war das schon her, seit die Krankenschwester geschrien hatte. Aber nun wurde es sehr schnell voll.
Klinikpersonal, Patienten drängten sich im Korridor. Ich entdeckte in der Menge Vladek Rodensky. Er sah mich auch und kam auf mich zu. Mit wenigen Worten erklärte ich ihm die Situation.
Vladeks eisigblaue Augen funkelten tatendurstig hinter der modischen Brille. Er wußte, wer der Klinikleiter war, hatte mit diesem über seinen Freund Dean Ashcroft gesprochen und brachte mich mit ihm zusammen.
Wir zogen uns in jenen Raum zurück, in dem der Vampir die Krankenschwester überfallen hatte. Zwei Männer kümmerten sich soeben um sie, hoben sie hoch und legten sie auf das fahrbare Bett, mit dem mir Torack einen blauen Fleck an der Hüfte gestoßen hatte.
Manchmal glauben mir die Leute auf Anhieb, was ich ihnen erzähle, sogar den stärksten Tobak. Vielleicht weil ich vertrauenerweckend aussehe.
Aber es gibt auch Zweifler, die überzeugt werden wollen. Zu dieser Kategorie gehörte Dr. Gary Fraser, der Klinikleiter, ein Mann mit klugen Augen, randloser Brille und sportlicher Figur.
Er nahm mir meine Vampirgeschichte nicht sofort ab. Als ich ihm dann aber die Bißwunde am Hals des rothaarigen Mädchens zeigte, dachte er über meinen Bericht anders, und von diesem Augenblick an konnte ich mit seiner vollsten Unterstützung rechnen.
Nun glaubte auch er mir alles. Ich sprach von der letzten Tür am Ende des Korridors und wollte wissen, wohin man durch sie gelangte.
»In den Keller«, sagte Fraser.
»Wie viele Ausgänge gibt es?« wollte ich wissen.
»Vier«, antwortete der Leiter der St.-Mary's-Klinik.
»Lassen Sie sie umgehend bewachen«, verlangte ich. »Aber die Leute sollen sich vorsehen und nichts riskieren. Sobald einer von ihnen den Vampir sieht, soll er Alarm schlagen. Dann übernehmen Mr. Rodensky und ich die Sache.«

Fraser begab sich zum Wandtelefon und veranlaßte das Nötige.

Mittlerweile untersuchten die Ärzte die Krankenschwester so gründlich wie möglich. Außer der Bißwunde wies ihr Körper keine Verletzung auf.

Aber sie hatte sehr viel Blut verloren. Das bedeutete, daß sie in Lebensgefahr schwebte. Ich machte Dr. Fraser darauf aufmerksam.

»Sie bekommt sofort eine Bluttransfusion«, entschied er.

Auf seinen Wink wollten die Ärzte die ohnmächtige Krankenschwester aus dem Zimmer rollen. »Augenblick noch«, sagte ich und hielt das Bett zurück. Ich trat neben das blasse Mädchen, drehte ihren Kopf behutsam auf die Seite und drückte meinen magischen Ring auf die beiden Löcher an ihrem Hals.

Sie zuckte kaum merklich zusammen, und ein widerlicher Geruch stieg mir in die Nase. Es war, als würde ich mit einem glühenden Eisen die Bißwunde ausbrennen.

Torack war gestört worden, deshalb hatte er dem Mädchen nicht das ganze Blut aus dem Körper saugen können, aber Vampirgift hatte sich in der Wunde befunden, das stand fest.

Damit es zu keinen unliebsamen Komplikationen kommen konnte, hatte ich die Verletzung mit meinem magischen Ring gesäubert.

Nun trat ich zurück, nickte den Ärzten zu und sagte: »Jetzt gehört sie Ihnen. Bringen Sie das Mädchen wieder auf die Beine.«

Als die Tür geöffnet wurde, schwappte uns ein aufgeregtes Stimmengewirr entgegen. Ich sah Dr. Fraser an. »Glauben Sie, daß Sie es schaffen, die Leute zu beruhigen?«

»Ich kann’s ja versuchen«, sagte Gary Fraser und verließ das Zimmer für kurze Zeit Er schloß die Tür hinter sich, und ich war mit meinem Freund aus Wien allein.

Ich streckte ihm die Hand entgegen. »Ich hatte noch keine Zeit, dich zu begrüßen. Herzlich willkommen in England, Vladek.«

Er schlug kräftig ein. »Nett, dich wiederzusehen, Tony.«

»Eigentlich wollten Vicky und ich mit dir essen gehen. Der Tisch war schon reserviert.« Ich seufzte. »Leider kam was dazwischen.«

»Dann gehen wir eben morgen, mach dir nichts draus«, sagte Vladek Rodensky.

»Wie geht es deinem Geschäftsfreund?«

»Man sieht ihm nicht an, daß die Pumpe streikte. Er geht in ein paar Tagen von hier direkt in ein Rehabilitationszentrum, wo man ihn völlig wiederherstellen wird.«

»Wenigstens eine gute Neuigkeit. Hat dir Vicky von Frank Esslin erzählt?«

Vladek senkte traurig den Blick. »Ja, es war ein Schock für mich.«

»Das war’s für uns alle.« Ich legte Vladek Rodensky die Hand auf die Schulter. »Ich hätte dir eine Menge zu erzählen. Leider fehlte mir im

Augenblick die Zeit dafür. Hilfst du mir, den Vampir zu erledigen?«

»Das ist doch wohl klar, Tony.«

»Hast du deine Mauser bei dir?«

»Diesmal nicht.«

»Dann nimm meinen Colt«, sagte ich und fischte den Diamondback aus der Schulterhalfter. »Es ist nicht ratsam, Torack nackt entgegenzutreten.« Ich berichtete meinem Freund von meiner Begegnung mit Charlton Dodd und dem Vampirjäger Elias McCleary, und ich erwähnte Melusine Dodd, hinter der die beiden hergewesen waren. »Ich habe ihnen auch in deinem Namen unsere Hilfe angeboten«, bemerkte ich.

Vladek nickte. »Das war vollkommen in Ordnung, Tony.« Er schob meinen Revolver in seinen Gürtel und schloß das Jackett, damit nicht gleich jeder die Waffe sehen konnte.

»McCleary und Dodd werden in Kürze auf dem Klinikparkplatz eintreffen«, sagte ich. »Wir schicken dann Dodd nach Hause, und der Vampirjäger kann uns helfen, Torack unschädlich zu machen. Anschließend kümmern wir uns gemeinsam um Melusine Dodd.«

So sah mein Plan aus. Daß ich bald einen anderen brauchen würde, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

***

Als Dr. Gary Fraser zu uns zurückkehrte, löste sich auf dem Korridor die Menschenansammlung auf. »Sind alle Kellerausgänge besetzt?« fragte ich den Klinikleiter.

Er nickte. »Mit jeweils zwei kräftigen Männern.«

»Ich hoffe, sie werden nichts auf eigene Faust unternehmen.«

»Wir können uns auf diese Leute verlassen, Mr. Ballard.«

»Das beruhigt mich«, sagte ich. »Existieren Pläne vom Kellergeschoß, die wir uns ansehen können?«

Fraser nickte wieder. »Sie befinden sich in meinem Büro.« Er forderte uns auf, ihn zu begleiten. Wir verließen den Raum, in dem es höchst ungemütlich war, fuhren mit dem Lift zum ersten Stock hoch und betraten gleich darauf einen weit gemütlicheren holzgetäfelten Raum mit wohnlicher Atmosphäre.

Wir hatten nicht viel Zeit, und das wußte Dr. Fraser auch, denn der Vampir würde sehr schnell spitzkriegen, daß er dort unten im Keller in der Falle saß.

Torack würde mit Sicherheit schon bald einen Ausbruchsversuch wagen, und die Posten vor den Ausgängen würden ihn wohl kaum aufhalten können. Rasch schaffte der Leiter der Klinik die Pläne herbei.

Die Tuschzeichnung, die uns interessierte, bedeckte den gesamten großformatigen Schreibtisch. Ich fotografierte mit den Augen alle

Details, und Vladek Rodensky machte dasselbe.
Wir mußten uns im Keller auf Anhieb zurechtfinden, denn eine gute Ortskenntnis brachte uns dem Vampir gegenüber in Vorteil.
Innerhalb weniger Minuten prägte ich mir den gesamten Plan ein.
Dann trat ich ans Fenster und blickte zum Parkplatz hinunter. Ich hoffte, Elias McCleary und Charlton Dodd dort unten zu sehen, doch sie waren noch nicht eingetroffen.
Okay, dachte ich, dann gehen wir's eben allein an.

***

Sein Hunger war einigermaßen gestillt, aber die Wut machte ihn rasend, denn der Kampf mit diesem Mann hatte Torack gezeigt, daß er einen gefährlichen Dämonenjäger auf den Fersen hatte.
Torack wußte von Elias McCleary, aber wie kam dieser andere in diese Gegend? War es Zufall, oder hatte ihn eine Spur hierher geführt? Der Vampir überlegte, ob er irgendwann mal zu unvorsichtig gewesen war.
Verdammt, was für einen Ring besaß dieser Kerl? Torack machte der Treffer immer noch zu schaffen. Magie mußte sich in diesem schwarzen, zu einem Pentagramm geschliffenen Stein befinden.
Eine starke, gefährliche Magie, vor der sich ein Vampir in acht nehmen mußte. Torack fletschte sein Gebiß. Wie Elfenbeindolche sahen seine Eckzähne aus.
Dieser Kerl sollte ihn nicht ungestraft angegriffen haben. Torack wollte sich das Gesicht des Mannes merken und schon bald sein Blut trinken. Doch im Moment war es ihm zu unruhig in der Klinik.
Die Aufregung schlug zu hohe Wellen, das gefiel Torack nicht. Er liebte die Stille, den Frieden der Nacht. Er liebte kein Aufsehen, ging lieber unbemerkt ans blutige Werk.
Deshalb beschloß er, sich vorläufig zurückzuziehen. Er würde eventuell später wiederkommen. Auf jeden Fall aber würde er alles daransetzen, um den Namen dieses verdammten Kerls zu erfahren, der ihn so furchtlos angegriffen hatte.
Immer noch konnte Torack es nicht verwinden, daß er fliehen mußte. Das wollte er nicht auf sich sitzenlassen. Die Revanche dafür würde schrecklich sein.
Lautlos schlich das Schattenwesen durch den düsteren Keller. Irgendwo bullerte die Ölzentralheizungsanlage. Der Vampir schlich einen breiten Gang mit nüchternen Betonwänden entlang, erreichte eine Treppe und stieg die eisernen Stufen hinauf.
Er gelangte an eine Metalltür und legte seine kalte Hand auf den Griff. Vorsichtig zog er den Riegel auf, und Sekunden später warf er durch einen dünnen Spalt einen Blick nach draußen.
Ein zorniges Fauchen entfuhr der Bestie, als sie die beiden stämmigen

Männer sah, die vor der Tür postiert waren. Rasch schloß der Vampir die Tür wieder, und er verriegelte sie auch.

Wütend zog er sich zurück. Er eilte durch den Keller und suchte einen anderen Ausgang, doch auch dieser wurde bewacht. Toracks Zorn drohte ihn zu einer Unvorsichtigkeit zu verleiten.

Mühsam beherrschte er sich, verbarg sich in einem finsteren Winkel und dachte eingehend über seine Situation nach. Es würde nicht verborgen bleiben, wenn er den Keller verließ.

Es sei denn, es gelang ihm, die Posten zu überrumpeln, ehe sie Alarm schlagen konnten…

***

Melusine fühlte sich wesentlich besser, seit sie das Blut ihres Mannes getrunken hatte. Der eisige Schmerz in ihrer Brust tobte nicht mehr gar so heftig, sie war auch nicht mehr so schwach. Bestimmt würde der Schmerz irgendwann ganz vergehen, und nur das häßliche Loch in der Brust würde daran erinnern, was Charlton ihr antun wollte.

Sie grinste schadenfroh. Charlton hatte seine Strafe umgehend erhalten. Nun war auch er ein Vampir und würde Nacht für Nacht die Gegend unsicher machen.

Melusine wußte nicht genau, warum sie die Flucht ergriffen hatte, als Elias McCleary das Haus betreten wollte. Sie dachte wohl, es wäre besser für sie.

Charlton mußte sowieso allein sehen, wie er zurechtkam. Sie hatte ihn zwar zu ihrem Komplizen gemacht, aber Hilfe und Unterstützung durfte er deshalb von ihr noch lange nicht erwarten.

Vampire sind Einzelgänger der Nacht. Jeder ist nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Rücksichtslos jagen sie ihre Opfer, und sie wollen sie allein haben, mit niemandem teilen müssen.

Es war Melusine egal, was Charlton mit diesem Mann machte.

Sie wollte sich nun endlich den kleinen Timmy Crocker holen, nach dessen jungem Blut sie schon so lange lechzte.

Die Gier beflügelte ihren Schritt. Sie schlug nicht denselben Weg wie in der vergangenen Nacht ein, sondern beschrieb einen großen Bogen, um sich aus einer anderen Richtung dem Haus der Crockers zu nähern.

Und es war nicht mehr weit bis zum Ziel!

***

Er hatte die wilden Jahre hinter sich. Heute war er fast vierzig und hatte sich die Hörner gehörig abgestoßen, wie man so schön sagt.

Früher hatte er keine Party ausgelassen, und kein Mädchen zwischen 17 und 70 war vor ihm sicher gewesen, doch damit war's vorbei.

Pat Hingle war ruhig geworden. Er sah immer noch gut aus und trieb Sport, um schlank zu bleiben, aber er tat alles mit Maßen, nicht mehr

so wild und ungestüm wie früher.
Fast vierzig. Das gab ihm zu denken. Manche sagen, das wäre die Lebensmitte. Andere behaupten, mit vierzig habe man die Mitte des Lebens bereits hinter sich gebracht.
Wie auch immer, es war höchste Eisenbahn, daranzugehen, eine Familie zu gründen. Jetzt oder nie. Denn später war man schon zu alt für Kinder und ohne Kinder konnte sich Dr. Pat Hingle keine Familie vorstellen.
Aus diesem Grund bemühte sich der Arzt seit einiger Zeit um Peggy Coughlin, eine hübsche blonde Krankenschwester, die ganze zehn Jahre jünger war als er – und somit auch schon auf die 30 zuging, was bei Frauen eigentlich in den meisten Fällen schon einen inneren Alarm auslöst und hin und wieder sogar zu hysterischen Kurzschlußhandlungen führt.
Torschlußpanik nennt man das. Es gibt Frauen, die in dieser Situation den erstbesten Mann heiraten, der ihnen über den Weg läuft, nur um noch schnell vor Vollendung des dreißigsten Lebensjahres unter die Haube zu kommen.
Zumeist geht das schief. Nur wenige haben damit Glück. Peggy Coughlin gehörte nicht zu dieser Kategorie von Frauen. Sie hatte eine schwere Enttäuschung hinter sich und eigentlich die Absicht, überhaupt nicht zu heiraten. Diesen starren Grundsatz hatte Pat Hingle aber in den letzten Tagen ein wenig ins Wanken gebracht.
Man soll eben nie nie sagen.
Hingle saß in seinem weißen Ford Granada und war zu Peggy unterwegs, um sie abzuholen. Sie hatten heute beide Nachtdienst, und Pat Hingle hoffte, daß nicht viel zu tun sein würde, damit ihm reichlich Zeit blieb, sich mit Peggy zu befassen.
Er bog in die Walton Street ein, bog hundert Meter weiter noch einmal um die Ecke und hielt vor einem schmalbrüstigen Haus. Er brauchte nicht auszusteigen.
Ein kleines Tippen auf die Hupe genügte. Peggy erschien am Fenster im ersten Stock und winkte ihm zu. Er nickte und wartete, ohne den Motor abzustellen. Peggy verschwand vom Fenster, und wenig später trat sie aus dem Haus. Ihr Gang war beschwingt. Ihr Lächeln wärmte Pat Hingle die Seele.
»Guten Abend, Pat«, sagte sie und setzte sich neben ihn.
»Schwester Peggy«, erwiderte er und lächelte sie an. »Wie war der heutige Tag?«
Sie seufzte. »Frag mich lieber nicht. Du weißt, was gestern nacht in der Klinik los war. Wir kamen kaum zum Atemholen. Ich fiel heute morgen todmüde ins Bett. Kaum schlief ich, läutete es an der Tür.«
»Hast du die Klingel denn nicht ausgeschaltet?«
»Ich hab’s vergessen. Außerdem hätte es wenig genützt. Du kennst

meinen Bruder nicht. Er hätte mit der Faust so lange gegen die Tür getrommelt, bis ich aufgemacht hätte. Er wußte, daß ich zu Hause war.«

»Was wollte er denn?«

»Ich erzähl's dir während der Fahrt.«

Pat Hingle setzte den Granada in Bewegung.

»Du weißt, daß mein Bruder geschieden ist«, sagte Peggy.

»Ja. Etwa seit einem halben Jahr.«

»Seine Frau wollte unbedingt die Kinder haben, und das Gericht sprach sie ihr auch zu. Die armen Kleinen. Ich wußte gleich, daß das nicht gutgehen würde. Heute morgen stellte ihm Edith die Kinder vor die Tür und sagte, von nun an solle er sich um sie kümmern, sie habe genug von den beiden.«

»Was ist denn das für eine Rabenmutter?« entrüstete sich Hingle.

Peggy zuckte die Schultern. »So war sie eigentlich immer schon. Deshalb ließ mein Bruder sich ja von ihr scheiden. Sie war natürlich betrunken, und sie brüstete sich damit, einen reichen Freund gefunden zu haben, dem die Kinder lästig wären, deshalb könne sie sie nicht mehr brauchen. Da stand mein Bruder nun mit den beiden Kleinen und sollte dringend geschäftlich nach Amsterdam fliegen. Also brachte er sie zu mir. Sie sind immer noch da. Eine Freundin von mir paßt jetzt auf sie auf. Sobald mein Bruder aus Amsterdam zurück ist, werden wir uns gemeinsam eine Lösung des Problems überlegen.«

»Die Knirpse tun mir leid«, sagte Pat Hingle. »In *so* jungen Jahren schon dermaßen herumgeschubst zu werden, das tut ihrer Psyche bestimmt nicht gut.«

»Wir werden dafür sorgen, daß sie von nun an in geordneten Verhältnissen aufwachsen«, sagte Peggy.

Die Fahrt verlief kurzweilig. Der Granada passierte die Londoner Stadtgrenze. Pat Hingle überlegte, ob er Peggy das Angebot machen sollte, ihn zu heiraten. Dann hätte sie zu Hause bleiben und sich um die Kinder ihres Bruders kümmern können.

Als er mit vorsichtigen Worten die passende Einleitung zu finden versuchte, stieß Peggy Coughlin plötzlich einen erschrockenen Schrei aus, und dann ging alles sehr schnell.

Peggys große blaue Augen weiteten sich. Ihr hübsches Gesicht verzerrte sich, und jetzt bemerkte auch Hingle die weiß gekleidete Gestalt, die vor ihnen wie ein Nebelgeist noch schnell über die Straße huschen wollte.

Sie schaffte es jedoch nicht. »Ja, ist denn die…!« entfuhr es dem Arzt, während er den Fuß bestürzt auf die Bremse stemmte.

Die Pneus quietschten schrill. Mit blockierten Reifen rutschte das Fahrzeug auf die Frau, die ein hauchdünnes Nachthemd oder etwas in der Art trug, zu, prallte gegen sie, schleuderte sie hoch und warf sie in

den Straßengraben, in dem sie liegenblieb.

Der Wagen kam zum Stehen. Pat Hingle saß nach vorn gebeugt da. Er umklammerte mit beiden Händen das Lenkrad und war so schwer geschockt, daß er nicht aussteigen konnte.

Peggy Coughlin erging es ähnlich. Sie zitterte am ganzen Körper.

Ein Arzt und eine Krankenschwester. Immer wieder wurden sie mit Unfallopfern konfrontiert, aber das hier war doch eine andere Situation. Hier kam der Schock hinzu, der sie für kurze Zeit lähmte.

Dr. Pat Hingle fing sich als erster. Wenigstens einigermaßen. Er sah Peggy mit starrem Blick an. »Ich kann nichts dafür. Du hast es gesehen. Sie rannte mir in den Wagen.«

Peggy Coughlin nickte. »Wir… Wir müssen ihr helfen, Pat.«

Er stieg aus. Auch Peggy verließ den Wagen. Pat Hingle näherte sich zögernd der reglosen Gestalt, die auf dem Bauch lag. »Sieh nur, womit sie bekleidet ist. Bloß mit einem Nachthemd. Es ist nicht zu fassen.«

»Vielleicht war sie vor jemandem auf der Flucht«, sagte Peggy und blickte beunruhigt in die Richtung, aus der die Fremde gekommen war. »Vielleicht drang jemand in ihr Haus ein, und sie lief so, wie sie war, weg.«

Hingle berührte die Reglose vorsichtig. »Völlig unterkühlt ist sie.« Er drehte die Frau auf den Rücken und sah die Brustverletzung. »O mein Gott!« stieß er erschrocken hervor. »Die Frau ist lebensgefährlich verletzt.«

In seiner maßlosen Erregung fiel ihm nicht auf, daß die Frau nicht mehr atmete. Er vergaß, ihren Puls zu fühlen, war so durcheinander, daß er nicht begriff, was mit der leicht bekleideten Frau los war.

Und dann noch diese schreckliche Verletzung. Pat Hingle wußte nicht, wo sich die Frau an seinem Wagen so erheblich verletzt haben konnte. Seiner Ansicht nach konnte sie die Verletzung aber nur beim Unfall erlitten haben.

»Schnell!« preßte er heiser hervor. »Hilf mir, Peggy! Wir müssen die Frau in die Klinik schaffen. Vielleicht ist sie mit einer Notoperation noch zu retten.«

Dr. Hingle hob die Reglose auf.

»Öffne die Wagentür«, verlangte er von Peggy.

Die Krankenschwester tat es. Hingle bettete Melusine, die Vampirin, auf die Sitzbank und raste dann zur Klinik.

***

Wir verließen Dr. Gary Frasers Büro. Der Klinikleiter sah uns mit besorgter Miene nach. Wir machten uns nichts vor. Alle, die sich in diesem Gebäude befanden, saßen irgendwie auf einem Pulverfaß.

Wenn es Torack schaffte, auch nur einen einzigen Menschen zu töten, hatte er seinen ersten Verbündeten, und der würde den

Vampirbazillus so rasch wie möglich weitergeben.
Das konnte zu einer schrecklichen Vampirlawine führen, und unter Umständen gab es am Ende dieser Nacht in der ganzen Klinik nur noch blutrünstige Schattenwesen.
Eine schreckliche Vision. Damit sie nicht wahr wurde, eilten Vladek Rodensky und ich ins Erdgeschoß. Vor der Tür, die Torack von innen verriegelt hatte, standen zwei Männer, die über Vladek und mich Bescheid wußten.
Wir brachen die Tür mit vereinten Kräften auf. Vladeks Lider flatterten leicht. Es war das einzige Anzeichen von Erregung, das ich bei ihm feststellen konnte.
Er hatte sich großartig in der Hand. Dabei war er garantiert genauso auf hundert wie ich. Vor uns führte eine Treppe in den Keller. »Darf ich vorausgehen?« fragte ich.
»Ausnahmsweise«, antwortete Vladek und schaffte sogar ein kleines Lächeln.
Wir stiegen die Stufen hinunter, und unsere Nerven waren so straff wie Klaviersaiten gespannt. Wir standen beide unter Strom, doch das merkte uns jemand, der uns nicht kannte, nicht an.
Wir wirkten gelassen und souverän. Meine erste Begegnung mit dem Vampir hatte mich gelehrt, wie vorsichtig wir sein mußten. Torack war ein Gegner, den man nicht unterschätzen durfte.
Wer es doch tat, bezahlte diesen Leichtsinn garantiert mit dem Leben. Uns würde dieser Fehler nicht unterlaufen. Vielleicht ein anderer, aber gewiß nicht dieser.
Ich erreichte das untere Ende der Treppe. Es war nicht still im Keller, aber einsam – und unheimlich. Ich rief mir den Plan ins Gedächtnis und ging im Geist die Räume und Anlagen durch.
Es gab viele Möglichkeiten für den Vampir, sich zu verstecken.
Welche hatte er genützt?
»Besser, wir trennen uns.« Der Vorschlag kam von Vladek.
»Okay. Aber ich möchte dich ohne lange Eckzähne wiedersehen.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
Konnte ich nicht. Wir wußten es beide. Was Vladek sagte, konnte nur als Gewohnheitsfloskel angesehen werden, denn keiner von uns konnte sicher sein, daß er nicht als Opfer des Blutsaugers endete.
Vladek Rodensky zog den Colt Diamondback aus dem Gürtel und ließ die Trommel, in der geweihte Silberkugeln steckten, ratschen. Er drehte sie mit der Handfläche und überzeugte sich davon, daß alle sechs Kammern gefüllt waren. Das war gewissenhaft.
Eine von Vladeks hervorstechendsten Tugenden. Aber er hatte auch andere. Zum Beispiel bedeutete ihm Freundschaft mehr als sein Leben, und so konnte ich mich blind auf ihn verlassen.
Er streckte den Daumen nach oben. Ich nickte und wir trennten uns.

Von diesem Moment an war jeder auf sich allein gestellt und mußte doppelt so scharf aufpassen.

Insgeheim hoffte ich, daß ich es sein würde, der den Vampir aufstöberte. Wie ich Vladek Rodensky kannte, hoffte er dasselbe, damit mir nichts zustoßen konnte.

Wir entfernten uns voneinander, und bald konnte ich Vladek nicht mehr sehen. Ich näherte mich dem Heizungsraum. An der Tür klebte ein gelbes Kunststoffschild mit schwarzem Aufdruck, auf dem eine Menge stand.

Unter anderem auch, daß dort drinnen das Rauchen und das Hantieren mit offenem Feuer verboten war – und natürlich war Unbefugten der Zutritt untersagt.

Ich hielt mich für befugt, obwohl ich von der großen Ölbrennanlage keine Ahnung hatte. Als ich die Tür öffnete, brachte ein dumpfes Brummen meinen Brustkorb zum Vibrieren.

Ich sah ein Gewirr von Rohren, die mit dicken Ummantelungen isoliert waren, damit der Wärmeverlust so gering wie möglich gehalten wurde. Dazwischen und dahinter war Platz für einen Mann, sich zu verstecken.

Doch ich entdeckte Torack nicht. Auch hinter der großen Brenneranlage verbarg er sich nicht. Sollte ich mich für die falsche Richtung entschieden haben?

Würde Vladek Rodensky das Schattenwesen aufstöbern? Ich verließ den Heizungsraum. Als ich die Tür schloß und damit das Bullern erheblich dämpfte, spürte ich eine gewisse Erleichterung.

Aufmerksam setzte ich meinen Weg fort. Da war mir plötzlich, als hätte ich den Blutsauger direkt hinter mir.

***

»Mein Gott!« preßte Dr. Pat Hingle verstört vor. »Mein Gott. Zwanzig Jahre fahre ich unfallfrei, und dann passiert so etwas. Es ist wahr. Es ist wirklich wahr: Der Teufel schläft nicht.«

»Fahr langsamer, Pat«, sagte Peggy Coughlin und hielt sich am Armaturenbrett fest. »Sonst passiert noch ein Unglück.«

»Woher mag diese Frau gekommen sein?« fragte Hingle, ohne Gas zurückzunehmen.

»Das wird die Polizei herausfinden«, sagte Peggy. »Wir müssen die Polizei unbedingt verständigen.«

»Ja, aber erst nach der Operation. – Woran mag sie sich diese Brustverletzung zugezogen haben? Mein Wagen besitzt doch keinen Stachel.«

»Vielleicht ist mit der Stoßstange irgend etwas nicht in Ordnung.«

»Unmöglich.«

»Du kannst dir das Fahrzeug später gründlich ansehen«, sagte Peggy.

Dr. Pat Hingle legte die letzte Meile in Rekordzeit zurück, raste auf den Klinikeingang zu, sprang aus dem Granada, rannte in das Gebäude und schlug Alarm.

Zwei Helfer eilten mit einer fahrbaren Bahre hinaus, während Hingle per Telefon ein paar Kollegen mobilisierte. Er bat sie in OP IV, jenen Operationssaal, der für Notoperationen freigehalten wurde.

Aufgeregt lief er nach draußen. »Also ich denke, da ist nichts mehr zu machen, Dr. Hingle«, sagte einer der beiden Helfer.

»Denken Sie nicht!« herrschte Pat Hingle den Mann an. »Schaffen Sie die Frau in OP IV!«

Die Männer transportierten Melusine ab. Hingle sah Peggy Coughlin forschend an. »Fühlst du dich in der Lage, mir zu assistieren?«

Peggy nickte. »Wenn du operieren kannst, kann ich auch assistieren.«

»Danke, Peggy.«

Sie eilten in die Klinik. Auf dem Weg zum Fahrstuhl begegnete ihnen Rizzo, das Hausfaktotum. Ein dicker, schwerfälliger Mann, den immer eine Whiskyfahne umwehte.

Rizzo wußte über alles Bescheid, man konnte ihn überall einsetzen. Er kümmerte sich um Gesunde und Kranke, um das Personal, die Müllverbrennung, den Abtransport der Toten.

Er half in der Küche aus, spielte Putzfrau, wenn es sein mußte, servierte den Patienten das Essen oder spielte mit ihnen Schach, wenn sie Langeweile hatten.

Rizzo war ein Unikat, ein einmaliger Mensch, eine Extraausgabe.

Da er schon länger als jeder Arzt in dieser Klinik arbeitete, konnte man in ihm auch einen halben Mediziner sehen.

Er war ein erstaunlich guter Diagnostiker und kannte für fast jede Krankheit die entsprechende Therapie. Das war Rizzo. Nebenbei hörte er auch noch, so sagte man, das Laub faulen und wußte stets den neuesten Klatsch zu berichten.

Mit diesem Rizzo stießen Peggy Coughlin und Dr. Pat Hingle vor dem Fahrstuhl zusammen. Von der Frau im Nachthemd wußte er natürlich bereits. Der Teufel mochte wissen, wie er immer so schnell an seine Informationen kam. Es schien nichts in der Klinik passieren zu können, ohne daß Rizzo es nicht im Handumdrehen wußte.

»Schlimme Sache, das mit der Frau, Dr. Hingle«, sagte Rizzo.

Pat Hingle drückte auf den Rufknopf des Aufzugs. »Ja«, sagte er, während er ungeduldig wartete, bis die Kabine eintraf.

»Wollen Sie wirklich noch operieren? Die Frau soll schon tot sein«, sagte Rizzo.

»Sie ist erst tot, wenn ich es festgestellt habe!« knurrte Hingle.

»Natürlich, Dr. Hingle. Natürlich. Sie sind der Arzt. – Wissen Sie schon das Neueste? Schwester Clara soll von einem richtigen Vampir angefallen worden sein. Hier in der Klinik. Und dieser blutgierige

Teufel ist noch im Haus. Im Keller hält er sich versteckt.«

Pat Hingle musterte Rizzo mit einem unwilligen Blick. »Sind Sie betrunken, Rizzo? Was erzählen Sie denn da für einen Unsinn? Es gibt keine Vampire. Das sind Schauermärchen.«

»Wenn Sie Schwester Clara gesehen hätten, würden Sie anders reden. Dr. Fraser wollte es zuerst auch nicht glauben.«

Der Fahrstuhl kam. Hingle und Peggy Coughlin betraten die Kabine. Die Tür schloß sich hinter ihnen. Rizzo blieb draußen.

»Ein Vampir«, sagte Hingle ärgerlich. »So ein Blödsinn.« Er drückte auf den Etagenknopf. Der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung. »Rizzo scheint das Maß der Dinge verloren zu haben. Hast du die Whiskyfahne gerochen?«

»Die hat er doch immer.«

»Es wird Zeit, daß man ihm das abstellt«, sagte Hingle mürrisch.

»Er fängt ja schon an, weiße Mäuse zu sehen.«

Der Lift hielt an. Pat Hingle stieß die Tür auf. Er eilte mit Peggy einen langen Gang entlang.

Während sie sich umzogen, bereitete Dr. Roger Moon, der Anästhesist, sein Gerät für die Operation vor. Er befand sich allein im OP IV. Allein mit der Vampirin Melusine!

***

War Torack hinter mir? War es ihm gelungen, hinter meinen Rücken zu gelangen? Geduckt fuhr ich herum. Ich kam mir selbst vor wie eine zusammengepreßte Sprungfeder.

Die Faust mit dem magischen Ring hatte ich zum Verteidigungsschlag erhoben, doch meine überreizten Sinne schienen mir einen Streich gespielt zu haben, denn hinter mir war niemand.

Dennoch blieb das lästige Gefühl in mir, daß sich mir jemand näherte. So falsch konnte mein sechster Sinn doch nicht reagieren. Ein verräterisches Geräusch erreichte mein Ohr. Also doch!

In Gedankenschnelle verschwand ich hinter einer Tür. Sie bot mir Schutz, war ein gutes Versteck. Wenn Torack durch die Tür trat, konnte ich ihn an mir vorbeilassen und ihm dann in den Rücken fallen.

Gespannt wartete ich. Immer deutlicher gewahrte ich die Bewegung in meiner Nähe. Vladek Rodensky konnte das nicht sein. Er durchstreifte den Klinikkeller an einer anderen Stelle.

Ich lehnte mich an die Wand und hörte das heftige Pochen meines Herzens. Die Spannung verdichtet sich ungeheuer schnell und wurde unerträglich. Dennoch durfte ich nicht zu früh losschlagen.

Ich mußte den besten Moment abwarten, und der war noch nicht gekommen. Ich grub meine Zähne in die Unterlippe. Im Kofferraum meines Peugeot lag eine magische Streitaxt.

Ich hätte sie mitnehmen sollen. Mit dem Ring konnte ich Torack nicht töten. Ich konnte ihn schwächen, sogar kampfunfähig schlagen – wenigstens für kurze Zeit –, aber ich konnte den Vampir mit dem magischen Ring nicht vernichten.

Das Geräusch elektrisierte mich. Jetzt war er mir schon ganz nahe. Gleich würde das nervenzermürbende Warten ein Ende haben!

***

Dr. Roger Moon hörte die Kollegen nebenan reden. Er war immer schneller als alle anderen. Während sie sich noch für die Notoperation fertigmachten, war er bereits einsatzbereit.

Moon – rothaarig, Brillenträger – trat näher an Melusine heran.

Totenblaß lag sie unter den grell leuchtenden Operationslampen.

Sie trug noch ihr weißes, dünnes Nachthemd.

Man würde es ihr vom Körper schneiden. Deutlich sah Moon die tiefe Brustverletzung, und er war der Ansicht, daß dieser Frau nicht mehr geholfen werden konnte.

Aber vielleicht geschah ein Wunder. Moon rückte sich die Brille zurecht. Da zuckten plötzlich Melusines Lider, und der Arzt riß erstaunt die Augen auf.

Handelte es sich um Nervenreflexe? Oder bemühte die Frau sich in diesem Moment, die Augen zu öffnen? Roger Moon trat näher an den Operationstisch heran.

Auf einmal fuhr ihm ein tierhafter Fluch laut ins Gesicht, den die bleiche Frau ausgestoßen hatte. Gleichzeitig öffnete sie ihre dunklen Augen und starrte den Arzt durchdringend und grauenerregend an.

Moon prallte zurück. Die Frau setzte sich mit einem jähen Ruck auf. »Das… das ist doch nicht möglich!« stammelte der Anästhesist.

Melusine drehte sich. Sie schwenkte die Beine und stellte die Füße auf den Boden. Moon war fassungslos. Diese Frau war sehr schwer verletzt, und doch brachte sie die Kraft auf, sich zu erheben.

Der Ausdruck in ihren Augen machte ihm Angst. Er wich zurück.

Melusine folgte ihm. Sie lächelte grausam. Dabei entblößten ihre Lippen die gefährlichen Vampierhauer.

Nun verstand Roger Moon. »O mein Gott!« stöhnte er. »Eine Vampirin!«

Melusine griff ihn an. Als ihn ihre kalten Totenhände berührten, schauderte er, und ein heiserer Schrei entrang sich seiner Kehle. Ein Schrei, der nebenan gehört wurde.

Die Tür öffnete sich, und vier Menschen betraten den Operationssaal. Dr. Pat Hingle traute seinen Augen nicht, als er sah, daß die Schwerverletzte wieder auf den Beinen war.

Peggy Coughlin klammerte sich entsetzt an ihn. »Ein Vampir!«

schrie sie grell. »Die Frau ist ein Vampir, Pat! Sie bringt Dr. Moon

um!«

Melusine kümmerte sich nicht um die vier Menschen. Ihr Blick blieb auf Roger Moon fixiert. Der Anästhesist stieß sie von sich. Er wollte an ihr vorbeirennen, doch Melusine versetzte ihm einen wilden Schlag, der ihn gegen die Tür eines Einbauschranks warf.

Moon stöhnte. Die Brille war ihm verrutscht. Er nahm sich nicht die Zeit, sie zu richten. In panischer Furcht schrie er um Hilfe, während ein neuerlicher Schlag der Vampirin sein Gesicht traf und ihm die Brille von den Augen riß.

»Hilfe!« schrie Peggy Coughlin. Ihre Stimme überschlug sich. »So helft ihm doch!«

Moon wehrte die Angriffe des weiblichen Blutsaugers mit wirkungslosen Faustschlägen ab. Melusine kam immer mehr in Fahrt. Ihre Blutgier war erschreckend.

Einer der Ärzte keuchte: »Tony Ballard muß her!« Er wirbelte herum und stürmte aus dem Operationssaal.

Wie vom Blitz gestreift stand Pat Hingle da. Er konnte das Grauen, mit dem er hier konfrontiert wurde, einfach nicht fassen.

Rizzo hatte von einem Vampir gesprochen, der in die Klinik eingedrungen sei und Schwester Clara überfallen haben sollte.

Hingle hatte sich über das, was Rizzo ihm erzählte, geärgert, denn er war davon überzeugt, daß es keine Vampire gab. Doch nun hatte er einen vor sich, und mit dieser schrecklichen Tatsache wurde sein Geist nicht fertig.

Es gibt sie also doch! dachte er völlig durcheinander. Sie existieren, diese blutsaugenden Schattenwesen! Ich habe so ein Ungeheuer angefahren und hierher gebracht! Gütiger Gott, und nun ist dieses Scheusal drauf und dran, Dr. Moon zu töten!

Er fühlte sich für alles, was in diesem entsetzlichen Augenblick passierte, verantwortlich, denn er hatte die Vampirin in die Klinik gebracht. Wenn diese Bestie nun Dr. Moon das Leben nahm, war er mitschuldig an seinem Tod.

Das darf nicht sein! schrie es in ihm, und er befreite sich von der lähmenden Starre, um Roger Moon beizustehen. Als er vorwärtsstürmte, preßte Peggy Coughlin besorgt die Fäuste gegen ihre Wangen.

Zum erstenmal spürte sie, daß sie sehr viel für Pat empfand und daß sie ihn nicht verlieren wollte. Die Vampirin riß Roger Moon zu Boden und ließ sich augenblicklich auf ihn fallen.

Moon rammte seine Hände gegen ihre Schultern. Es gelang ihm jedoch nicht, sich von ihr zu befreien. Ihr Kopf stieß nach unten. Er sah, wie sie ihren Mund weit aufriß, sah die langen Zähne, die sich ihm entgegenreckten, und brüllte wie am Spieß.

Sie biß zu. Da krallte Pat Hingle seine Finger in den dünnen Stoff

ihres Nachthemds und riß sie zurück. Melusine fauchte wütend. Sie wandte sich Hingle zu, ohne aufzustehen.

Aus der Drehung schlug sie nach ihm, und sie legte ihre ganze Kraft in diesen Schlag. Die Wucht des Treffers stieß Pat Hingle zurück. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte.

»P-a-t-!« schrie Peggy Coughlin, als sie sah, was der Sturz für Folgen haben würde, denn Hingle kippte nach hinten und schlug mit dem Hinterkopf gegen die Kante des Operationstischs.

Einen Sekundenbruchteil später lag er auf dem Boden und rührte sich nicht mehr. War er tot? Oder nur ohnmächtig? Peggy wußte es nicht, und diese Ungewißheit machte sie beinahe verrückt.

Moon wollte die kurze Unachtsamkeit der Vampirin nützen, um freizukommen, doch er hatte kein Glück, denn Melusine wandte sich schon wieder ihm zu, und diesmal schien er nicht mehr verhindern zu können, daß sie ihm ihre langen, spitzen Zähne in den Hals grub.

***

Er stand neben mir. Wir waren nur durch die Tür getrennt, deshalb konnten wir einander nicht sehen. Ich wagte kaum zu atmen. Er war stehengeblieben, und ich wartete voller Ungeduld darauf, daß er weiterging, um hinter ihn zu gelangen.

Sekunden tickten durch meinen Kopf, und jede war mit glühenden Stacheln versehen. Ich hielt diese Folter kaum noch aus. Als er nach der kurzen Frist, die ich ihm einräumte, immer noch keinen Schritt weiterging, disponierte ich blitzschnell um.

Es ging auch anders. Und zwar so: Ich wuchtete mich gegen die Tür und verlieh ihr zusätzlichen Schwung, indem ich meinen angewinkelten Arm vorschnellen ließ.

Das Türblatt krachte gegen ihn. Er stieß einen dumpfen Laut aus.

Ich packte die Tür, warf sie zur Seite und katapulierte mich der Gestalt entgegen, die sich am Rahmen festhielt.

Beinahe hätte ich zugeschlagen – und den Falschen getroffen, denn ich hatte nicht Torack vor mir, sondern Elias McCleary, den Vampirjäger, der die Wirkung meines Überfalls erst verdauen mußte.

»Tut mir leid, McCleary«, sagte ich. »Ich dachte, ich hätte es mit Torack zu tun.«

»Schon gut, Mr. Ballard. Es war meine Schuld«, ächzte der Vampirjäger. »Ich kam vor wenigen Minuten hier an und erfuhr von Torack, und daß Sie und Ihr Freund ihn im Keller zu kriegen versuchen. Ich möchte mich an dieser Jagd beteiligen.«

»Haben Sie Dodd mitgebracht?«

Der Vampirjäger schüttelte grimmig den Kopf und berichtete mir, was für ein schreckliches Ende der Mann genommen hatte.

»Alles Übel geht von Torack aus«, knurrte McCleary. »Er muß endlich

sterben.«

Ich war seiner Meinung. Der Blutsauger durfte diese Nacht nicht überleben. Es lag bei uns, wie lange seine schwarze Uhr noch lief.

Ich sagte dem Vampirjäger, wo Vladek Rodensky nach dem Schattenwesen suchte, berichtete ihm, wo ich bereits vergeblich nach Torack gesucht hatte, und wollte McCleary den Nordteil des Kellers überlassen, doch da rief jemand aufgeregt meinen Namen.

»Mr. Ballard! Mr. Ballard!«

»Ich bin hier!« meldete ich mich.

Schritte. Ein Arzt eilte auf uns zu. Er sah verstört aus. »Kommen Sie schnell! Im OP IV… Noch ein Vampir …«

»Das darf doch nicht wahr sein!« entfuhr es mir.

»Eine Frau! Sie ist über Dr. Moon hergefallen…« Es sprudelte aus dem Mann heraus, auf welche Weise die Frau in die Klinik gelangt war.

»Das muß Melusine Dodd sein«, sagte Elias McCleary. »Gehen Sie, Mr. Ballard. Kümmern Sie sich um sie, und ich kaufe mir Torack, diesen verdammten Bastard, der bei mir noch eine hohe Rechnung zu begleichen hat.«

Ich riet ihm, äußerste Vorsicht walten zu lassen, damit Vladek Rodensky ihn nicht für Torack hielt. Dann hastete ich mit dem Doktor davon. Wir stürmten die Kellertreppe hoch.

Ich verzichtete auf den Lift. Wir rannten weitere Treppen hinauf und gelangten keuchend in die dritte Etage. Der Arzt fiel zurück.

Ich hatte die bessere Kondition, mußte sie auch haben, um im Kampf gegen die Höllenwesen bestehen zu können.

Ich brauchte den Doktor nicht. Die Operationssäle waren deutlich sichtbar gekennzeichnet. Ich rannte auf OP IV zu, erreichte die Tür und rammte sie mit der Schulter auf.

Kampfspuren.

Ich sah eine Krankenschwester. Sie kniete schluchzend neben einem Arzt, der reglos auf dem Boden lag. Ein zweiter Doktor lehnte fahl an der Wand und blickte mich verstört an.

Er mußte etwas Grauenvolles erlebt haben. Der Schock war tief in sein Gesicht geschrieben. Er sah mich an, aber ich hatte den Eindruck, er würde mich nicht richtig wahrnehmen.

Und Melusine Dodd? Wo war sie? Ich sah sie nicht, entdeckte nur ein offenes Fenster, und einen Mann, der soeben durch dieses Fenster hinausklettern wollte.

Im dritten Stock! Hatte er den Verstand verloren? Für mich gab es dafür nur eine einzige Erklärung: Ich war zu spät gekommen.

Moon gehörte nicht mehr zu uns. Melusine hatte ihn auf die Schattenseite geholt.

Vermutlich hatte sie den Operationssaal durch dieses Fenster

verlassen, und Moon wollte ihr folgen.
»Dr. Moon!« schrie ich.
Den Mann riß meine scharfe, peitschende Stimme herum. Während er sich drehte, sah ich die furchtbare Bißwunde an seinem Hals – die Bestätigung dafür, daß meine Annahme richtig war.
Er bleckte die spitzen Vampirzähne, die ihm bereits gewachsen waren und ging sofort in Kampfstellung. Ich dachte an Melusine, die sich irgendwo dort draußen befand.
Wenn ich sie mir holen wollte, müßte ich diese Hürde überwinden. Würde es mir gelingen, Dr. Moon zu überrennen? Es wäre verdammt wichtig gewesen, blitzschnell mit ihm fertigzuwerden, damit Melusine ihren Vorsprung nicht allzu sehr ausbauen konnte.
Ich startete.
Und Dr. Moon warf sich mir mit ausgebreiteten Armen entgegen.
Er wollte mich um keinen Preis zum Fenster lassen. Wir prallten gegeneinander. Ich versuchte Moon mit dem magischen Ring zu treffen, doch er nahm den Kopf blitzschnell zurück, und meine Faust wischte haarscharf an seinem Kinn vorbei.
Seine Arme umschlangen mich. Er drückte zu, daß meine Rippen knackten, riß mich hoch, indem er sein Kreuz nach hinten bog, fegte mir die Beine mit einem Tritt unter dem Körper weg und schleuderte mich auf den Boden.
Der Aufprall war verdammt hart. Ein schmerzlicher Ausdruck zuckte über mein Gesicht. Moon versuchte meine Stirn zu treffen, doch es gelang mir, sein Bein abzufangen und hochzureißen.
Der Anästhesist taumelte drei Schritte zurück. Ich hatte Zeit, aufzuspringen, und als er sich mir erneut mit ungestümer Kraft entgegenwarf, drückte ich ihm meinen magischen Ring in den Bauch.
Seine Kleidung schwächte die Wirkung des Rings zwar, aber Dr. Moon spürte doch, daß da eine Kraft im Spiel war, vor der er sich hüten mußte. Ein Wechselspiel von Ausdrücken geisterte über sein Gesicht.
Wut, Furcht, Haß, Gier, Aggression…
Er verlor für einen Moment seine wilde Entschlossenheit, war unschlüssig und wich zurück. Da ich keine Zeit zu verlieren hatte, setzte ich nach. Meine Linke traf ihn am Kinnwinkel.
Das machte ihm kaum etwas aus. Aber dann kam die Rechte mit dem Ring, und dieser Volltreffer, der haargenau auf dem Punkt landete, schaltete ihn aus.
Er brach zusammen, und ich konnte ihn vorläufig vergessen. Es würde eine Weile dauern, bis er wieder zu sich kam. Inzwischen konnte ich mir Melusine Dodd holen.
Hinter mir kam der ohnmächtige Arzt zu sich. Die Krankenschwester half ihm auf die Beine. Ich eilte zum Fenster, und als ich

hinauskletterte, betrat Dr. Gary Fraser betroffen den Operationssaal.

Aus seiner Klinik war ein höllisches Tollhaus geworden.

Ruhige Lage, friedliche, erholsame Stille – das gehörte der Vergangenheit an. Jetzt war in der Klinik der Teufel los. Angst und Schrecken waren in dieses Haus eingezogen, und keiner war mehr seines Lebens sicher.

»Ballard!« schrie Fraser.

Ich hatte keine Zeit, ihm zu antworten, denn oben verschwand soeben Melusine hinter dem Rand des Daches. Sie war an der Fassade hochgeklettert. Ich tat das gleiche.

Der Backsteinbau bot mir viele Möglichkeiten, mich festzuhalten.

Ich fand auch immer wieder Gelegenheit, meinen Fuß auf diesen oder jenen Vorsprung zu setzen.

Es gehörte zwar nicht zu meinen täglichen Pflichtübungen, an irgendwelchen Fassaden hochzuklettern, aber an dieser hatte ich dennoch keine Schwierigkeiten.

Zwei Etagen legte ich auf diese Weise zurück und befand mich nun direkt unter dem Dachvorsprung. Einen Blick in die Tiefe versagte ich mir, denn was ich gesehen hätte, hätte mir nicht gefallen.

Nun kam die einzige Schwierigkeit dieser Klettertour: Ich mußte den Dachvorsprung überwinden. Rasch streckte ich meinen linken Arm aus und umklammerte mit den Fingern den wulstigen Rand der Regenrinne.

Ich konnte nur hoffen, daß sie stabil genug war, denn in wenigen Augenblicken würde mein gesamtes Körpergewicht daran hängen.

Wenn das zuviel für sie war – dann gute Nacht, Tony Ballard!

Ich streckte meinen zweiten Arm nach oben, und gleich darauf pendelte ich fünf Stockwerke über der Erde sanft hin und her.

Ich wollte mich gerade mit einem Klimmzug hochziehen, da passierte es: Melusine Dodd tauchte über mir auf, und ihr grausames Grinsen verriet mir, was sie vorhatte.

Sie wollte mich in die Tiefe stoßen!

***

Toracks Geschlecht war einmal groß und einflußreich gewesen, aber das war lange her. Sie waren von Osteuropa nach England gekommen und hatten sich hier, vor den Toren Londons, niedergelassen.

Raubritter, Wegelagerer waren sie seit jeher gewesen, und sie hatten den Teufel verehrt. Einige von ihnen hatten nicht sterben wollen und hatten für ein ewiges Leben ihre Seele der Hölle geschenkt.

Damals waren sie zu Vampiren geworden, und sie hatten auf diese Weise die Jahrhunderte überdauert. Aber es hatte immer wieder mutige Vampirjäger gegeben, die ihnen den Kampf ansagten.

Diese Männer dezimierten die Reihen der Blutsauger sehr stark, und

eines Tages war nur noch Torack übrig.

Man hatte das Schloß der Vampire niedergebrannt und geglaubt, auch Torack wäre ein Opfer der Flammen geworden, doch ihm war es als einzigem gelungen, dem Feuer zu entkommen.

Er zog damals fort aus dieser Gegend. Hinauf in den Norden.

Dort trieb er jahrelang sein Unwesen, und als sich die Menschen dazu aufrafften, endlich etwas gegen ihn zu unternehmen, zog er weiter.

Viele Gebiete machte er unsicher, ehe er hierher zurückkehrte.

Bald kam ihm zu Ohren, daß ein Mann namens Elias McCleary es sich zur Aufgabe gemacht hatte, ihn zu töten, und dafür wollte Torack dem Vampirkiller bestrafen.

Er tötete McClearys Frau, denn er wußte, daß er den Mann damit am schmerzhaftesten treffen konnte. Und damit McCleary in seiner blinden Wut ins Leere stieß, ging Torack erneut für eine Weile weg.

Doch nun war er wieder hier, und er wollte sich von niemandem mehr verjagen lassen. Diesmal war der Vampir entschlossen, zu kämpfen, und es stand für ihn fest, daß er auch siegen würde.

Selbst den Mann mit dem starken Ring würde er bezwingen.

***

Sie schlug mit ihren harten Knöcheln auf meine Finger. Ich ließ los, hing nur mit einer Hand an der Regenrinne und unter mir gähnte die Tiefe, die mich fressen wollte.

Die Vampirin wandte sich meiner anderen Hand zu. Es war die rechte. Melusines Faust traf meine Finger. Ich biß die Zähne zusammen. Doch der weibliche Blutsauger hatte nicht nur meine Finger, sondern auch den Ring getroffen.

Wie eine Katze, der man wehgetan hat, kreischte sie auf und schnellte verstört zurück. Ich faßte wieder mit der Linken nach oben und zog mich hoch. Zunächst ließ es die Vampirin geschehen.

Doch sobald sie den Schock überwunden hatte, griff sie mich fauchend an. Ich hatte die Dachkante jetzt unter meiner Brust, wollte mich vorwärtsschieben, doch das ließ Melusine nicht zu.

Sie stieß mir ihren nackten Fuß ins Gesicht, und ich drohte über die Kante zurückzurutschen. Zweifellos befand sich das Schattenwesen mir gegenüber im Vorteil.

Ich hing noch zur Hälfte über den Dachrand und hatte die Hände noch nicht frei. Und diese Überlegenheit spielte Melusine Dodd voll gegen mich aus. Sie setzte sich auf das schräge Dach und stemmte beide Beine gegen meine Schultern.

Der Druck war so stark, daß ich mich nicht halten konnte. Mehr und mehr rutschte ich zurück. Verdammt, wenn ich bloß meinen Ring gegen das Schattenwesen hätte einsetzen können.

Aber ich brauchte beide Hände, um mich abzustützen – und trotzdem

schaffte ich es nicht, oben zu bleiben. Wenige Augenblicke konnte ich mich nur noch halten, dann fiel ich zurück, und ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel: Gib, daß die Rinne dieser starken Belastung standhält!

Das Blech verformte sich knackend. Mir blieb das Herz stehen, doch der Himmel erhörte mein Flehen. Wie schon vorhin, pendelte ich wieder unter der Dachkante.

Natürlich hätte es Melusine lieber gesehen, wenn ich abgestürzt wäre, aber sie verzichtete darauf, dafür zu sorgen, daß ich fiel. Sie wollte nicht noch mal mit meinem Ring in Berührung kommen.

Hart klapperten die Dachziegel, als die Vampirin davoneilte.

Endlich gelang es mir, das Hindernis der Kante zu überwinden. Ich atmete schwer, und auf meinem Gesicht glänzte fingerdick der Schweiß.

Ich sah Melusine auf dem Dachfirst. Wie ein Geisterwesen sah sie aus. Das weiße Nachthemd umwehte sie wie eine dünne Nebelschliere. Ich stürmte hinter ihr her.

Sie verschwand hinter einem breiten Schornstein, und als ich diesen erreichte, sprang mich die Bestie an. Ihre Finger verkrallten sich in meiner Kleidung.

Wir fielen.

Melusine ließ mich los und versetzte mir einen Tritt. Ich rollte über die Dachschräge, während die Vampirin ein gemeines Lachen ausstieß. Um den gefährlichen Schwung zu stoppen, spreizte ich Arme und Beine ab. Ich rutschte noch ein Stück und blieb etwa einen Meter vom Rand des Daches liegen.

Melusine jagte weiter.

Ich mußte dieses Weib kriegen!

Sie sprang zu einem anderen Giebel hinüber. Ich folgte ihr und stellte sie hinter der runden Spitze eines schlanken Turms. Hatte ich sie endlich? Sie konnte nicht mehr weiter.

Hinter ihr war das Dach zu Ende.

Ich griff sie mit dem Ring an.

Doch sie bewies mir, daß sie noch lange nicht geschlagen war.

Auf engstem Raum wich sie meinem Schlag aus. Ihr Stoß beförderte mich zurück, und sie setzte nach.

Hatte sie ihren Mund immer schon so weit aufreißen können?

Mir kam vor, als würde sich ihr ganzes bleiches Gesicht in einen riesigen Mund mit fingerlangen Eckzähnen verwandeln.

Sie wollte mir die Zähne in die Schulter schlagen. Ich zuckte zur Seite. Ihr Körper prallte gegen mich, und ich hätte beinahe die Balance verloren. Mit zwei schnellen Schritten, die ich zurückwich, hatte ich sie wieder, und als Melusine mir nun entgegenfederte, traf sie mein Ring genau zwischen den Augen.

Schrill kreischend wankte sie zurück und schlug entsetzt die Hände vors Gesicht. Blind und ohne Orientierung torkelte sie von mir weg, stieß gegen den schlanken Turm und machte jenen Schritt über den Dachrand hinaus, der ihr zum Verhängnis wurde.
Wie ein Stein fiel sie in die Tiefe.

***

Vladek Rodensky hatte es seinem Freund nicht sagen wollen, aber er fühlte sich ein wenig eingerostet, und das war in dieser Situation nicht gut. Er hatte seit längerer Zeit keinen Kampf mehr gegen Schwarzblütler ausgetragen, war aus der Übung.
Tony war im Training, wenn er das mal so formulieren durfte, während er sich in letzter Zeit verstärkt um seine Geschäfte gekümmert hatte, denn es hatte bei den Exporten gefährliche Erdrutsche gegeben, die irgendwie aufgefangen werden mußten.
Mit viel Geschick und Cleverneß war das Vladek Rodensky auch gelungen, wodurch nun wieder alles im Lot war, aber dadurch war zwangsläufig der Kampf zu kurz gekommen, und nun fürchtete Vladek, nicht die gewohnte Leistung erbringen zu können.
Schwer lag der Colt Diamondback in der Hand des Brillenfabrikanten. Vladek konzentrierte sich angestrengt, während er durch den düsteren Keller schritt.
Er war bereit, ohne Schrecksekunde zu reagieren. Er würde nicht zögern, Torack mit geweihtem Silber vollzupumpen.
Die Räume hier unten waren winkelig und zum Teil ineinander verschachtelt.
Irgendwo knurrte der Motor eines Kühlaggregats. Vladek versuchte alle »normalen« Geräusche auszufiltern, um nur das zu hören, was den Vampir verriet. Doch bis jetzt hatte ihn noch nichts alarmiert.
Eine Aluminiumtreppe führte zu einem Plateau hoch, das aus einem Gitterrost bestand. Leichtmetallschränke standen darauf.
Vladek Rodensky stieg die wenigen Stufen hinauf und schritt langsam über das Gitter.
Die Schränke waren groß genug, um einen Mann in sich aufnehmen zu können. Vladek öffnete jede Tür, um sich später nicht Sorglosigkeit vorwerfen zu müssen.
Als er die Tür von Schrank vier aufmachte, schien der fünfte Schrank zu explodieren. Torack sauste heraus!
Vladek feuerte, doch die geweihte Silberkugel verfehlte den Vampir und bohrte ein Loch in das Türblech. Torack griff den Brillenfabrikanten an. Er war rasend vor Wut, weil Vladek es gewagt hatte, auf ihn zu schießen.
Gewaltige Faustschläge trafen Vladek Rodensky und trieben ihn zurück. Ein Treffer machte ihm besonders zu schaffen. Er sah das

Schattenwesen nur noch wie durch einen trüben Schleier, und er hatte den Eindruck, sich wie in Zeitlupe zu bewegen.

Jedenfalls war Torack wesentlich schneller. Auf gut Glück schoß Vladek noch einmal. Wieder daneben. Und dann schlug ihm der Vampir die Waffe aus den Fingern.

Der Colt Diamondback purzelte über die Aluminiumstufen und blieb am Ende der Treppe liegen. Vladek riß sich zusammen. Er legte sein Herz in beide Fäuste und warf sich dem Vampir entgegen.

Verbissen kämpfte er um den Sieg, doch Torack war ihm in allen Belangen überlegen. Der Vampir zeigte, wie gefährlich es war, ihn zu reizen. Er warf seine ganze dämonische Kraft in die Waagschale.

Vladek hatte dem nur seinen ungebrochenen Mut entgegenzusetzen, und das war zu wenig. Er erkannte, daß er es ohne Waffe niemals schaffen konnte, mit diesem Ungeheuer fertigzuwerden.

Deshalb leitete er ein kraftbetontes Rückzugsgefecht ein. Er sparte nicht mit Tritten und Schlägen, um sich den Vampir vom Leib zu halten, und es gelang ihm, die Treppe zu erreichen.

Aber da traf ihn ein Schlag, der seine Knie weich wie Kautschuk machte. Vladek drohte zusammenzusacken. Er klammerte sich am Geländer fest. An eine Gegenwehr war nicht mehr zu denken.

Jetzt hatte ihn Torack da, wo er ihn haben wollte. Die rechte Hand des Vampirs zuckte vor. Kalte Finger legten sich um Vladek Rodenskys Kehle und drückten zu.

Ein glühender Schmerz flammte im Hals des Brillenfabrikanten auf. Er stöhnte, röchelte und versuchte verzweifelt, sich von dem Griff des Vampirs zu befreien.

Doch er war schon zu schwer angeschlagen, und von Herzschlag zu Herzschlag schwanden seine Kräfte mehr. Seine Abwehrbewegungen muteten hilflos an. Die Arme sanken allmählich nach unten und Vladek Rodensky sackte zu Boden.

Aber das genügte Torack noch nicht. Er ließ den Mann auch jetzt nicht los, sondern drückte weiterhin zu. Vor Vladeks Augen tanzten schwarze Flocken.

Er wußte, daß sich die Ohnmacht auf diese Weise ankündigte, und ihm war auch klar, daß nach der Ohnmacht der Tod kommen würde.

***

Es gab kaum etwas, wovon sich Elias McCleary nicht getrennt hätte, wenn es ihm dadurch möglich gemacht worden wäre, den Tod seiner Frau zu rächen. Es gab für ihn kein größeres, erstrebenswerteres Ziel, als Torack zu vernichten.

Innerlich aufgewühlt pirschte der Vampirjäger durch den Keller.

Ohne daß seine Aufmerksamkeit dadurch beeinträchtigt worden wäre, sah Elias McCleary noch einmal vor seinem geistigen Auge, was

ihm Torack angetan hatte.
Viele Jahre waren seitdem vergangen, aber McCleary war darüber immer noch nicht hinweg, das kam ihm nun mit aller Deutlichkeit zu Bewußtsein. Eine eisige Kälte erfüllte sein Herz.
Ich muß dich kriegen, Torack! dachte der Vampirkiller grimmig.
Und ich werde dich heute nacht kriegen!
Da fiel plötzlich ein Schuß. Elias McCleary wirbelte wie von der Natter gebissen herum. Den Schuß mußte Vladek Rodensky abgefeuert haben. Folglich hatte Tony Ballards Freund den Vampir aufgestöbert.
Diese Überlegung trieb den Vampirjäger zurück, dorthin wo der Revolver gekracht hatte. Er hetzte durch die Gänge. Sein Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen.
Er konnte es nicht erwarten, Torack, dieses Blutungeheuer, wiederzusehen.
»Diesmal geht es dir an den Kragen!« keuchte Elias McCleary und riß einen Eichenpfeil aus dem Köcher.
Ein zweiter Schuß fiel und markierte akustisch die Position des Schattenwesens.
McCleary spürte die Wut in seinen Schläfen hämmern. Endlich!
Endlich war die Stunde der Rache gekommen!
Zehn Meter mußte Elias McCleary noch zurücklegen, dann sah er das blutrünstige Ungeheuer mit dem schwarzen Umhang, dessen Innenseite mit Seide, rot wie Blut, gefüttert war.
Das Schattenwesen war über Vladek Rodensky gebeugt. Es war kaum noch Kraft in dem Mann, und er drohte jeden Moment die Besinnung zu verlieren.
Elias McCleary zitterte. Zum erstenmal brachte er nicht die nötige Ruhe auf, die in diesem Moment so immens wichtig gewesen wäre.
Aber wen wunderte das?
Diese Bestie hatte ihm die Frau genommen, hatte sie zum Vampir gemacht, und seit Jahren trug McCleary den brennenden Wunsch im Herzen, sich dafür zu rächen.
Diese Begegnung konnte ihn einfach nicht kalt lassen. Er war ein Vampirkiller, ja, aber er war vor allem ein Mensch mit Gefühlen, und diese übermannten ihn in diesem Augenblick.
Der Eichenpfeil lag auf der Sehne. Mit zitternder Hand hob Elias McCleary den Bogen. Er versuchte sich zur Ruhe zu zwingen, doch das war ihm nicht möglich.
Kraftvoll spannte er die Sehne. Er war bestrebt, so gewissenhaft wie möglich zu zielen, und dann schrie er voller Abscheu und Verachtung den Namen des Vampirs heraus.
»Torack!«
Augenblicklich ließ das Schattenwesen von Vladek Rodensky ab.
Seine blutgeäderten Augen richteten sich auf Elias McCleary. Torack

erfaßte die Gefährlichkeit seiner Situation sofort.
Und er handelte. Kraftvoll stieß er sich ab. Mit einem Hechtsprung flog er gestreckt durch die Luft und die Treppe hinunter.
McCleary ließ den Pfeil abzischen.
Die Bogensehne brummte, während der Eichenpfeil auf den Vampir zuraste. Das Holzgeschoß traf die Bestie in den Rücken. Torack brüllte auf und krümmte sich.
Seine Hände zuckten nach dem Colt Diamondback, der vor ihm lag. Elias McCleary griff über seine Schulter nach hinten und wollte den nächsten Pfeil aus dem Köcher holen.
Da richtete der verwundete Vampir die Waffe auf den Mann und drückte ab. Der Diamondback bockte in Toracks Händen. Eine lange Feuerlanze stach aus dem Lauf und schleuderte dem Vampirjäger den silbernen Tod entgegen.

***

Ohne einen Laut brach Elias McCleary zusammen.
Trotz der rasenden Schmerzen, die in Toracks Rücken tobten, stieß er ein rauhes Lachen aus.
Vladek Rodensky hatte alles mitangesehen.
Er war zutiefst betroffen, weil er den Tod jenes Mannes nicht verhindern konnte. Benommen und kraftlos lag er auf dem Boden und konnte nur hoffen, daß Torack die Waffe nicht auch gegen ihn richtete.
Er beobachtete, wie der Vampir sich mühsam hochkämpfte. Der Schaft des Eichenpfeils ragte im rechten Winkel aus Toracks Rücken, und es erfüllte Vladek Rodensky mit Genugtuung, zusehen, daß es dem Schattenwesen nicht besonders gut ging.
Es war für den Blutsauger sichtlich eine Mühe, auf die Beine zu kommen. Der schwarze Umhang schien mit dem Eichenpfeil in Toracks Rücken genagelt zu sein.
Die Bestie drehte sich um. Vladek fiel nichts Besseres ein, als die Augen zu schließen und sich tot zu stellen. Vermutlich rettete ihm das das Leben.
Torack zeigte kein Interesse an ihm. Mit staksenden Schritten entfernte sich der Vampir. Vladek Rodensky schlug die Augen wieder auf. Er blieb nicht länger liegen.
Schleppend entfernten sich die Schritte des Schattenwesens, und nun war der Brillenfabrikant daran, sich hochzuquälen. Kehlkopf und Zungenbein schmerzten ihn.
Er wagte nicht zu husten, hielt sich mit beiden Händen am Geländer fest und versuchte seine Lebensgeister wieder auf Trab zu bringen. Steif stieg er die Stufen hinunter.
Torack war jetzt zwar verletzt, aber er hatte deswegen noch nichts

von seiner Gefährlichkeit eingebüßt, denn er befand sich nun im Besitz von Tony Ballards Colt Diamondback.

Vladek konnte sich vorstellen, was nun passieren würde. Torack würde um jeden Preis diesen Keller verlassen wollen, um sich irgendwo in einem sicheren Versteck um seine Verletzung kümmern zu können.

Die Ausgänge wurden bewacht. Aber was konnten die kräftigsten Posten gegen einen Vampir ausrichten, der einen Revolver in der Hand hielt? Sie würden den Weg freigeben müssen, oder Torack würde sie erschießen.

Vladek massierte seinen schmerzenden Hals. Er kam nur langsam wieder zu Kräften, das sah man ihm an. Gebeugt begab er sich zu Elias McCleary. Der Mann hatte ihm das Leben gerettet und dafür das eigene verloren.

Die Wangenmuskeln des Brillenfabrikanten zuckten. »Er kriegt seine Strafe«, versprach er dem toten Vampirjäger. »Torack überlebt diese Nacht nicht!« Er bückte sich, nahm der Leiche den Bogen aus der verkrampften Hand, nahm McCleary den Köcher mit den Pfeilen ab und versuchten dem Schattenwesen auf den Fersen zu bleiben.

Torack schleppte sich indessen jene Treppe hoch, über die er, als er vor Tony Ballard floh, in den Keller gelangte. Es wetterleuchtete in seinen blutgeäderten Augen, als er die Stimmen der Posten vernahm.

Der Eichenpfeil schwächte ihn, aber er würde ihn nicht umbringen. Torack wollte endlich fort von hier. Mit dem Revolver in der Hand würde ihm die Flucht gelingen.

Und er würde wiederkommen!

Sobald er sich erholt hatte!

Darauf freute er sich jetzt schon.

Das Schattenwesen näherte sich der Tür, die man nicht mehr abschließen konnte, weil sie aufgebrochen worden war. Er hatte die Absicht, die beiden Männern zu überrumpeln.

Einen winzigen Moment verharrte er reglos. Dann ließ er sich einfach gegen die Tür fallen und rammte sie auf. Die Männer sprangen entsetzt zurück, und als sie den Revolver in Toracks Hand sahen, setzten sie sich noch weiter von ihm ab.

Er bleckte höhnisch die Zähne, und er hätte sie getötet, wenn die Vernunft ihn nicht gemahnt hätte, mit den Kugeln haushalten. Er würde sie vielleicht noch brauchen.

Der Weg in die Freiheit war lang und nicht ungefährlich. Verdattert standen die beiden Männer da, bleich bis in die Lippen, denn sie wußten nicht, ob der Vampir schießen oder sie unbehelligt lassen würde.

Torack wandte sich von ihnen ab. Jetzt erst fiel ihnen auf, daß der Blutsauger verletzt war, aber sie hatten dennoch nicht den Mut, ihn

aufzuhalten.

Das Schattenwesen eilte den Korridor entlang. Es erreichte jenen Raum, in dem es über die rothaarige Krankenschwester hergefallen war. Und dann war dieser Mann mit dem Ring aufgetaucht.

Von diesem Moment an war für Torack alles schiefgelaufen. Aber er würde sich rächen. Ein andermal. Im Moment war ihm nur wichtig, von hier fortzukommen.

***

Dr. Fraser hatte jemanden unter das Dach geschickt, der für mich eine Luke öffnete, wodurch es mir erspart blieb, wieder über die Fassade nach unten zu klettern.

»Was ist mit Dr. Moon?« fragte ich den Mann, der hinter mir die Luke wieder schloß.

»Er ist noch ohne Besinnung«, bekam ich zur Antwort.

»Wollen hoffen, daß das noch eine Weile vorhält«, bemerkte ich, denn für mich war es höchste Zeit, wieder unten im Keller nach dem rechten zu sehen.

Der Mann lief mit mir die Treppen zum dritten Stock hinunter.

Gary Fraser fing mich ab. »Mr. Ballard!« rief er. »Mr. Ballard, was sollen wir tun, wenn Moon wieder zu sich kommt? An der Tatsache, daß er jetzt ein Vampir ist, ändert sich wohl nichts mehr.«

»Das ist leider richtig, Sir.«

»Können Sie nicht…«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt, Dr. Fraser. Ich muß in den Keller.«

»Und was wird mit Moon?«

»Lassen Sie ihn fesseln. Ihre Leute sollen das äußerst gewissenhaft machen, und sie sollen widerstandsfähige Stricke verwenden. Moon darf sich nicht befreien, sonst läuft er Amok.«

Ich ließ Dr. Fraser stehen und hastete weiter. Zweiter Stock, erster Stock – Erdgeschoß. Rechts flatterte etwas im Korridor. Etwas Schwarzes, das auf der anderen Seite rot war.

Blutrot!

Ich dachte sofort an Toracks Umhang.

Verdammt, dort lief Torack!

Er hatte den Keller verlassen. Die Männer, die die Kellertür zu bewachen hatten, waren noch so sehr geschockt, daß sie noch nicht einmal Alarm geschlagen hatten.

Aber auch mich traf beinahe der Schlag, als ich bemerkte, daß Torack meinen Colt Diamondback in der Hand hielt.

Vladek!

Was war im Keller passiert, während ich auf dem Dach mit Melusine kämpfte? Lebten Elias McCleary und Vladek Rodensky nicht mehr?

War der Blutsauger mit beiden fertiggeworden?
Bei diesem Gedanken krampfte sich mein Herz zuerst zusammen, und dann pumpte es sich mit loderndem Haß voll, den es mir durch die Adern jagte. Ich sah den Eichenpfeil im Rücken der Bestie und wünschte mir, daß sie daran zugrunde ging.
»Tony!« Das war Vladeks Stimme.
Gott sei Dank!
Er stand in der Tür, die wir aufgebrochen hatten. Unverletzt, aber ohne Kraft. Er mußte mit dem Vampir gekämpft haben.
Ich sah den Köcher und den Eichenbogen des Vampirjägers in seinen Händen. Davon hätte sich Elias McCleary wohl kaum getrennt, wenn er noch am Leben gewesen wäre.
Als Vladek Rodensky meinen Namen rief, fuhr der Blutsauger herum. Er sah mich und schoß auf mich.
Ich ließ mich blitzschnell fallen und wälzte mich zur Seite. Die geweihte Silberkugel schrammte knapp neben mit über den PVC-Belag.
Es war eine verfluchte Situation. Der Vampir befand sich im Besitz meiner Waffe, und ich hatte nichts, womit ich zurückschießen konnte.
Oder doch. Pfeil und Bogen. Ich war in dieser Disziplin zwar kein Meisterschütze, aber im Köcher steckten gut ein Dutzend Eichenpfeile.
Verflixt noch mal, einer würde den Vampir schon treffen. Ich sprang auf und rannte zu Vladek, während Torack weiterhastete.
An der Art, wie er ging, sah ich, daß der Pfeil in seinem Rücken gut saß und jede seiner Bewegungen beeinträchtigte.
»Gib her!« sagte ich zu meinem Freund und nahm ihm den Köcher und den Bogen ab.
Den Köcher schwang ich mir auf den Rücken, und dann zupfte ich einen Pfeil heraus.
»Er hat McCleary erschossen«, sagte Vladek.
»Wie viele Kugeln stehen ihm noch zur Verfügung?« wollte ich wissen.
»Nur noch zwei.«
Ich mußte irgendwie erreichen, daß Torack noch zweimal abdrückte, damit der Diamondback leergeschossen war.
Ich mußte das Schattenwesen provozieren. Torack wollte in diesem Moment den Klinikausgang erreichen.
Ich jagte auf gut Glück einen Pfeil hinter ihm her. Das Ding schlug keinen schlechten Kurs ein.
Wenn Torack nicht ausgewichen wäre, hätte ihn der Eichenpfeil sogar am Oberarm gestreift. Das gab mir Auftrieb.
Die Bestie erstarrte für einen Sekundenbruchteil, als sich der Pfeil neben ihr in den Rahmen einer Tür bohrte.
In Gedankenschnelle disponierte Torack um. Er lief den Korridor

weiter und zog sich in einen Saal zurück.

Als die Tür aufschwang, sah ich kurz, daß der Saal leer war. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Es wäre schrecklich gewesen, wenn dieser Saal mit Patienten belegt gewesen wäre.

In diesem Fall hätte Torack fürchterlich auftrumpfen und uns unter Druck setzen können. So aber brauchten wir nicht um das Leben unschuldiger Menschen zu bangen.

In dem Saal, in den sich der Blutsauger zurückgezogen hatte, wurden am Tage Renovierungsarbeiten vorgenommen. Betten, Schränke und alle übrigen Einrichtungsgegenstände hatte man in der Mitte des rechteckigen Raumes zusammengestellt.

Vielleicht saß Torack jetzt in der Falle. Ich wünschte es mir. Mit langen Sätzen rannte ich den Korridor entlang.

Vladek Rodensky folgte mir. Ich erreichte die Tür, die der Vampir vorhin zugeschmettert hatte.

Torack hatte abgeschlossen. »Er wird versuchen, durch eines der Fenster zu fliehen«, sagte Vladek.

»Das kann er nicht«, widersprach ihm jemand hinter sich. »Im Erdgeschoß sind sämtliche Fenster vergittert.«

Ich drehte mich um und erblickte einen schwerfälligen Kerl.

»Wer sind Sie?« fragte ich.

»Ich heiße Rizzo.«

Ich roch Whisky.

»Ich möchte Ihnen helfen, Mr. Ballard.«

»Besser, Sie bleiben dem Vampir fern, Mr. Rizzo«, sagte ich. »Gibt es nur diese eine Möglichkeit, in den Saal zu gelangen?«

»Nein, es gibt noch eine andere«, antwortete Rizzo. »Eine Tür, die seit langem nicht benutzt wird.«

»Zeigen Sie sie mir«, verlangte ich.

Rizzo eilte mit watschelnden Schritten voraus. Vladek begleitete uns. Wir betraten einen Raum, in dem das Archiv der Klinik untergebracht war.

Ich konnte keine Tür sehen, nur Metallregale, die vor allen Wänden standen und bis zur Decke hinaufreichten.

Auf eines dieser Regale wies Rizzo. »Dahinter befindet sich die Tür.«

»Ach du Schreck.«

»Wir müssen das Regal entfernen.«

»Dann mal an die Arbeit. Vladek, pack mit an.«

Wir versuchten das Regal mit vereinten Kräften von der Stelle zu bewegen. Es war unmöglich. Das hieß, daß wir sämtliche Fächer abräumen mußten. Viel Arbeit, die wir innerhalb kürzester Zeit erledigen mußten.

Wir gingen’s gleich an.

***

Auf dem Operationstisch, auf dem Melusine Dodd gelegen hatte, lag jetzt ihr Opfer Dr. Roger Moon.

Man hatte ihn gewissenhaft gefesselt, und die OP-Lampe überflutete ihn mit grellem Licht. Noch war er besinnungslos.

Aber die Wirkung des Niederschlags würde nicht mehr lange vorhalten. Dr. Gary Fraser hatte den OP IV räumen lassen.

Er wollte kein Risiko eingehen. Moon war zwar wie ein Paket zusammengeschnürt, aber es erschien dem Leiter der Klinik dennoch angeraten, dem Vampir, den Melusine Dodd geschaffen hatte, fernzubleiben.

Dr. Pat Hingle massierte mit schmerzverzerrtem Gesicht seinen Nacken. Peggy blickte ihn besorgt an.

»Kann ich irgend etwas für dich tun?« fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Das wird schon wieder, mach dir keine Gedanken.« Er sah an ihr vorbei in Frasers angespanntes Gesicht.

»Es tut mir leid, Dr. Fraser.«

»Was?«

Pat Hingle zuckte die Schultern. »Ich brachte eine Vampirin in die Klinik.«

»Schwester Peggy hat mir alles erzählt. Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen. Jeder von uns hätte das gleiche getan.«

Sie standen in jenem Raum beisammen, in dem sich die Ärzte für die Operationen vorbereiteten.

Die Tür zu OP IV war nicht ganz geschlossen. Fraser seufzte geplagt. »Ich werde ein Dankgebet sprechen, wenn das alles vorbei ist, das kann ich Ihnen sagen.«

»Der arme Dr. Moon«, sagte Peggy Coughlin. »Was wird nun aus ihm?«

Fraser schüttelte mit gesenktem Blick den Kopf. »Nichts. Er ist verloren. Er lebt nicht mehr. Die Vampirin hat ihn umgebracht. Kein Mensch kann das ungeschehen machen. Auch Tony Ballard nicht.«

»Was wird Ballard mit Dr. Moon tun?«

Fraser hob überfragt die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Er wird ihn wohl auf irgendeine Weise von seinem Schattendasein erlösen.«

Aus dem OP IV drang ein leises Stöhnen, das Gary Fraser sofort verstummen ließ. Er blickte die Umstehenden gespannt an.

Keiner sagte ein Wort. Alle lauschten nur diesem tiefen, unheimlichen Stöhnen, das von nebenan kam.

»Er kommt zu sich«, stellte Dr. Pat Hingle schließlich fest.

»Scheint so«, brummte Fraser leise. Er leckte sich nervös die Lippen.

»Vielleicht sollte man wieder Tony Ballard holen«, meinte Peggy Coughlin.

»Der hat bestimmt noch alle Hände voll zutun«, sagte Fraser. »Er wird sich um Moon kümmern, sobald er Zeit dazu hat.«

Pat Hingle trat einen Schritt näher an die Tür heran. Durch den schmalen Spalt konnte er zum Operationstisch sehen.

Moon bemühte sich verzweifelt, die Fesseln loszuwerden. Hingle schauderte. Ein Toter, der sich bewegte. Wahnsinn war das.

Hingle legte die Hand auf die Tür und drückte sie auf. »Pat!« sagte Peggy erschrocken. »Pat, was hast du vor?«

»Bleiben Sie hier, Dr. Hingle«, sagte Fraser, doch Pat Hingle hörte nicht auf ihn. Gespannt betrat er den Operationssaal und näherte sich dem Tisch, auf dem Moon lag.

Der Vampir bemerkte ihn sofort und hörte auf, gegen die Fesseln zu kämpfen. Er wandte Hingle sein bleiches Antlitz zu.

Seine Miene nahm einen verzweifelten, flehenden Ausdruck an.

»Pat«, flüsterte er. »Pat, hilf mir.«

Ein Toter, der redete!

Hingle schüttelte langsam den Kopf. Er sah die häßliche Bißwunde an Moons Hals, die ihm deutlich klarmachte, daß er einen gefährlichen Untoten vor sich hatte.

»Die Fesseln«, stöhnte Roger Moon. »Sie tun mir weh, sie schneiden schmerzhaft in mein Fleisch. Kannst du sie nicht wenigstens ein bißchen lockern?«

Hingle schüttelte abermals den Kopf. Gebannt und fasziniert betrachtete er das Schattenwesen. Unvorstellbar, daß dieser Mann tot war.

»Pat, wir sind Freunde!« sagte Moon eindringlich. »Wir sind Kollegen! Wie kannst du zusehen, wie ich leide?«

Starr waren die Augen des Vampirs auf Dr. Hingle gerichtet. Es fiel Pat Hingle nicht auf, daß der Blutsauger es darauf anlegte, ihn zu hypnotisieren.

Wenn es Moon gelang, Hingle seinen diabolischen Willen aufzuzwingen, würde dieser gehorchen müssen.

Und er würde ihn befreien. Kaum merklich bekam das Schattenwesen Gewalt über Pat Hingles Geist.

»Die Fesseln«, sagte Moon eindringlich und zwingend. »Schneide sie durch!«

»Nein, Pat, tu's nicht!« rief Peggy Coughlin erschrocken.

»Hör nicht auf sie«, sagte der Vampir. »Hilf mir!«

Und tatsächlich griff Pat Hingle, ohne es zu wollen, zum Skalpell.

»Mein Gott, das müssen Sie verhindern!« schrie Peggy. »Dr. Fraser, so tun Sie doch etwas!«

»Komm her, Pat!« sagte Roger Moon. »Komm schnell!«

Hingle begab sich zum Operationstisch.

Gary Fraser und zwei weiteren Ärzte stürzten in den Raum, packten Pat Hingle und rissen ihn zurück.

Sie entwanden ihm das Skalpell und schlugen ihn auf die Wangen,

damit er wieder zu sich kam.

Verwirrt blickte er die Männer, die ihn festhielten an. »Verdammt, wissen Sie, was Sie eben tun wollten?« fragte Fraser aufgebracht. »Sie wollten den Vampir befreien!«

Hingle erschrak zutiefst. Sie verließen den OP IV, und Gary Fraser knallte die Tür wütend hinter sich zu.

»Daß mir da keiner mehr hineingeht!« schnarrte er.

Drinnen stieß der Blutsauger ein höhnisches Lachen aus. »Ich komme trotzdem frei!« schrie er. »Irgendwie schaff ich's!«

Dr. Fraser atmete tief durch. »Meine Güte, wenn sich doch schon Tony Ballard seiner annehmen würde!«

***

Wir arbeiteten nicht, wir schufteten. Rizzo, Vladek Rodensky und mir stand der Schweiß auf der Stirn.

Unermüdlich schleppten wir die Unterlagen auf die andere Seite des Archivs. Trotz der Eile waren wir bestrebt, das Durcheinander in Grenzen zu halten. Sobald das Regal leer war, holte Rizzo einen Gabelschlüssel und montierte jene Fächer ab, die die Tür verdeckten.

Wir unterstützten ihn dabei, so gut wir konnten. Die letzte Schraubenmutter. Rizzo nahm das Blech ab, und wir hatten die Tür vor uns, durch die ich in den Nachbarsaal gelangen konnte.

Im Schloß steckte ein Schlüssel. Ich versuchte ihn zu drehen, aber das Schloß war eingerostet.

Rizzo beweis, daß er ein praktisch denkender Mensch war. Er drückte mir einen Schraubenzieher in die Hand, den ich in die Öffnung des Schlüssels schob, wodurch mir ein kleiner Hebel zur Verfügung stand.

Ich verstärkte den Druck vorsichtig, damit der Schlüssel nicht brach. Langsam – scheinbar unwillig – gab das Schloß nach.

Ich überwand den festgefressenen Punkt – und dann war die Tür nicht mehr länger abgeschlossen.

Sofort war Vladek Rodensky zur Stelle und reichte mir den Eichenbogen. Ich schaute ihn und Rizzo an. »Ihr bleibt hier!«

Vladek nickte. »Viel Glück, Tony!«

Ich drückte die Klinke vorsichtig nach unten. Die Tür klemmte ein wenig, aber mit sanftem Druck bekam ich sie auf.

Ein schmaler Spalt genügte mir, um hindurchzuschlüpfen. Dann befand ich mich mit dem gefährlichen Blutsauger im selben Raum.

Ich sah ihn nicht, aber ich konnte mich darauf verlassen, daß er da war. Schränke, Betten und alles übrige war mit großen weißen Laken zugedeckt. Die Szene mutete irgendwie geisterhaft an.

Es war dunkel in dem Saal mit den weißen Wänden, aber nicht so finster, daß ich die Hand nicht vor den Augen sehen konnte.

Ich griff über die Schulter zurück nach den Pfeilen, holte einen aus dem Köcher und legte ihn auf die Sehne.

Torack ließ sich nicht blicken. Wußte er, daß ich hier war? Beobachtete er mich in diesem Augenblick?

Wartete er auf die beste Möglichkeit, mich mit meiner eigenen Waffe zu erledigen?

Unter Umständen war der Blutsauger mir gegenüber im Vorteil, denn ich mußte ihn suchen, während er nichts weiter zu tun brauchte, als auf »seine« Gelegenheit zu warten.

Ich pirschte mich an einen Schrank heran, versuchte so leise wie möglich zu sein, doch das hätte ich mir sparen können, denn der Vampir wußte über jeden meiner Schritte Bescheid.

Und er schoß. Aus den Augenwinkeln sah ich die schwarze Gestalt zwischen zwei weißen Betten. Gleichzeitig donnerte der Diamondback, und die Kugel zischte sengend heiß an meiner Wange vorbei.

Teufel, das war knapp gewesen. Beinahe hätte mich Torack erwischt. Ich federte mit einem wilden Satz hinter den Schrank, stoppte kurz, sprang weiter und jagte einen Pfeil in Toracks Richtung.

Mein Geschoß erwischte den Vampir nicht direkt, sondern bohrte sich nur in seinen hochflatternden Umhang, als er in Deckung ging.

Eine Kugel hat er noch! hämmerte es in meinem Kopf. Eine Kugel! Du muß erreichen, daß er sie verschießt! Provoziere ihn!

Mir war klar, daß das verdammt riskant war, aber nur wer bereit ist, viel aufs Spiel zu setzen, kann im Kampf gegen solche Höllenwesen bestehen. Man darf den Bogen des Wagemuts nur nicht überspannen.

Ich gebe es zu, es ist nicht immer leicht, hierbei das richtige Maß zu finden, denn wenn man sich verschätzt, kann die Geschichte verdammt ins Auge gehen.

Torack kam in diesem Moment aus der Versenkung hoch. Die Distanz war für mich günstig.

Pfeil aus dem Köcher! Auf die Sehne! Schon zischte der Eichenpfeil ab, und diesmal reagierte der Vampir nicht schnell genug.

Ich hatte mir nicht die Zeit genommen, zu zielen, schoß einfach so, um ihn zu überraschen, und war nun selbst überrascht, als der Pfeil sein Ziel traf.

Der Vampir brüllte auf und versuchte hinter einem Schrank in Deckung zu gehen, doch mir blieb Zeit, noch einen Pfeil abzuschießen.

Und wieder traf ich. Mein Herz machte einen Freudensprung.

Torack verschwand hinter dem Schrank.

Ich folgte ihm nicht, denn er hatte immer noch eine Kugel in der Trommel, und auf die war ich nicht scharf.

Ich hörte den Blutsauger röcheln. Drei Pfeile steckten nun schon in

seinem Körper, doch von keinem war er tödlich getroffen.

Aber Torack befand sich auf dem Weg zur Niederlage. Ein unbeschreibliches Triumphgefühl breitete sich in mir aus, doch ich achtete darauf, daß es mich nicht unvorsichtig machte.

Wo sich Torack befand, war für mich kein Geheimnis mehr. Ich hörte ihn. Es war nun ungeheuer wichtig, ihm die letzte Silberkugel herauszulocken.

Ich griff nach einem Laken und schlug es zurück. Vor mir stand ein Holzstuhl. Würde der Trick funktionieren?

Probieren geht über Studieren! Ein Versuch lohnte sich auf jeden Fall. Es mußte sehr schnell gehen, deshalb konzentrierte ich mich voll auf den Ablauf der bevorstehenden Aktion.

Dann griff ich nach der Stuhllehne, hob die Sitzgelegenheit hoch, schwang mit dem Arm weit aus und schleuderte den Stuhl dann in Toracks Richtung. Der Vampir reagierte so, wie ich es haben wollte.

Er feuerte und wechselte die Position. Zwischen zwei Schränken war er für einen kurzen Moment ungedeckt.

Das war mein Moment. Den Pfeil hatte ich bereits aus dem Köcher gerissen. Jetzt schickte ich ihn zu Torack hinüber.

Erneut getroffen, blieb das Schattenwesen stehen, wankte. Wir standen einander auf einer Entfernung von fünf Metern gegenüber, starrten uns an, und ich erkannte, daß Torack wußte, daß er verloren hatte.

Haßerfüllt richtete er den Colt auf mich, während ich den nächsten Pfeil auf die Sehne legte. Plötzlich fuhr mir ein Eissplitter ins Herz. Himmel, wie konnte ich so sicher sein, daß ihm keine Kugel mehr zur Verfügung stand? Was war, wenn Vladek Rodensky sich verzählt hatte?

Ich mußte auf jeden Fall schneller sein, als Torack noch einmal abdrücken konnten – und ich war schneller. Der Pfeil erwischte ihn.

Der Vampir verriß die Waffe, zog durch, und es machte… klick!

Der Diamondback war leer. Vladek hatte sich nicht verzählt. Torack stieß ein wütendes Knurren aus und schleuderte mir den Revolver entgegen, dann quälte er sich herum und versuchte zu fliehen.

Doch ich streckte ihn mit dem nächsten Pfeil nieder. Er fiel, blieb aber nicht liegen. Dieses Schattenwesen kam wieder auf die Beine.

Torack war ungemein zäh. Ich mußte sein Herz treffen. Drei, vier weitere Eichenpfeile jagte ich ihm nach. Er fiel, stand wieder auf, fiel abermals. Ich schoß ihm sämtliche Pfeile, die mir noch zur Verfügung standen, in den Körper. Ich dachte schon, er würde all die vielen Verletzungen überstehen, aber dann brach er doch zusammen. Ich hob meinen Colt Diamondback auf, steckte ihn in den Schulterhalfter und eilte zu Torack.

Mit dem Vampir ging es zu Ende. Es war ein schrecklicher Tod für

ihn. Seine Haut wurde grau, sein Körper krümmte sich, die Finger verkrüppelten, und langsam zerfiel er zu mehligem Staub.

***

Ich kehrte zu Vladek Rodensky und Rizzo zurück. Die beiden atmeten erleichtert auf, als sie sahen, daß ich okay war. Wir fuhren mit dem Lift zur dritten Etage hoch.

Viele fragende Augen waren auf mich gerichtet. Ich teilte Dr. Fraser mit, daß die Gefahr vorbei wäre.

»Noch nicht ganz«, widersprach er mir und wies mit dem Daumen auf die Tür, die in OP IV führte. »Da drinnen liegt noch Roger Moon.«

»Gefesselt?« fragte ich.

Gary Fraser nickte.

»Dann kann ja nichts mehr passieren«, meinte ich.

Fraser blickte mich erschrocken an. »Heißt das, Sie wollen den Mann nicht erlösen, Mr. Ballard?«

»Sorgen Sie dafür, daß niemand den Operationssaal betritt. Alles andere wird das morgige Tageslicht besorgen«, erwiderte ich, und so kam es dann auch, wie ich am nächsten Vormittag erfuhr, als ich die Vampir-Klinik anrief…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 22 »Der Sarg der tausend Tode«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 20 »Das Schiff der schwarzen Piraten«
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 21 »Die Totenuhr«
[4]Siehe Tony Ballard Nr. 18 »Der Schatz der toten Seelen«, und folgende
[5]Siehe Tony Ballard Nr. 17 »Das Höllenschwert«